VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

0091





FLOATING EXPOSITION

Eine neue Ausstellungsfläche für Linz
ab September 2011

september 2011

versorgerin Nr / 91 / SEP 2011 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENG.4, 4040

editorial

»In einer Konsensgesellschaft unterdrückt man das gefährliche Denken durch zwei sehr bewährte Mittel. Man überträgt ihm gesellschaftlich einen Geruch. Denken ist peinlich, vor allem öffentlich. Eine Art, sich danebenzubenehmen. Und weil aber das Denken trotz allem nie ganz verleugnen kann, aus einem Vergnügen entstanden zu sein (the best things in life are free!), geht es darum, andere Dinge an seine Stelle zu setzen. Wir nennen sie: die Blödmaschinen.«.
Ostermayer/Edlinger haben den »Blödmaschinen«, zu denen natürlich das Fernsehen ebenso zählt, wie die Universitäten, in ihrem »Sumpf« eine ganze Sommerserie gewidmet, mit Recht, denn das Buch über die »Fabrikation der Stupidität« von Markus Metz und Georg Seeßlen muss heißestens empfohlen werden. Vergnügungsdenker Didi Neidhart tut dies auf Seite 9 dieser Versorgerin. Geradezu saublöd, wenn nicht gar gemeingefährlich, geht es die meiste Zeit in Kärnten zu, wo die Blödmaschinen Sport (Beachvolleyball) und Politik (FPK) auf Hochtouren zusammenarbeiten. Vom Umgang mit Rechtsstaat und Minderheiten im Karawankenland handelt Erwin Riess' Groll-Geschichte auf Seite 3.
»Eklektizistischen Irrsinn« erkennt Stephan Grigat auf Seite 10 und verwehrt sich dagegen »kryptonazistische Moslemhasser mit liberalen und linken Islamkritikern in einen Topf zu schmeißen«.
Eine Veranstaltung in der Stadtwerkstatt am 13. Oktober, bei der eine Schauspielerin aus dem Tagebuch einer Sexdienstleisterin lesen wird, war Anlass für die VERSORGERIN, sich mit dem Thema »Sexarbeit« zu befassen. Auf den Seiten 4 – 6 schreiben Daniela Leitner und Katharina Tautscher von LENA und Luzenir Caixeta von MAIZ über die gesellschaftliche und rechtliche Situation von SexarbeiterInnen, Vina Yun steuert die Kritik eines Comic bei, der das Gebaren eines Freiers schildert.
Judith Goetz und Rosemarie Ortner waren im Frühjahr bei der Budapest Pride und schildern auf Seite 7 Attacken von Faschisten auf die Parade sowie ganz allgemein den äußerst stumpfen Nationalismus im Nachbarland Ungarn.
»Keine Kunstmarktkunst in der VERSORGERIN« hieß es. Ja, was aber, wenn die Bilder so klasse sind, wie die von Adam Bota? Emil Rabes Interview mit dem Maler, den einige auch noch als Punkrocker von Linzer Bühnen kennen dürften, lesen Sie auf Seite 11. Stadtwerkstatt-Veteran Georg Ritter (auch ein Kunstmarkt-Künstler?) gab Franz Xaver Antworten auf die bekannten Fragen zum »Mythos Medienkunst« (12, 13).
Peter Wagenhuber berichtet auf Seite 16 vom »Chaos Communication Camp« in Brandenburg und der Schriftsteller Walter Kohl zeigt auf Seite 15 im Vorabdruck aus seinem neuem Buch »Drei Schwestern«, dass sich die Lektüre von Trivialliteratur durchaus lohnt.
Das Cover, ein Foto von Leo Schatzl, mit einem Objekt von Christine Pavlic und Hobbykeller Industries, weist auf eine Ausstellung ab September auf der Donau vor der Stadtwerkstatt hin.

»Keep me away from the festival« Mark E. Smith

Addio,
K

servus@servus.at

Drupal Konferenz in Croydon (London)



Wieder zurück aus Croydon (London), wo die Drupal Konferenz 2011 stattgefunden hat. In der Fairfield Halle traf sich die große Drupal Community zum Austausch. Es waren 1600 Leute, die hier zusammen gekommen sind. Webdeveloper, Site-Builder, Designer, Coder, Marketing Leute, etc.
Die Konferenz wurde mit einer Keynote von Dries Buytaert eröffnet. Als Student hatte er mit dem Web Publishing Werkzeug innerhalb seines Uni-Campus begonnen und dieses später als Open Source Lösung ins Netz gestellt, ohne all zu große Erwartungen daran zu knüpfen. Seit 2006 kommt Drupal bei uns zum Einsatz.

Drupal, das Open Source Content Managment System (CMS) darf bereits auf eine erfolgreiche Geschichte zurückblicken. Seit 2001 ist es nun als Open Source Software frei verfügbar und wird von seiner großen Community um zahlreiche Module erweitert. Das System wird mittlerweile im Finanzbereich (New York Stock Exchange), im staatlichen Betrieb und im High Tech Bereich (Twitter, Cern, Intel) erfolgreich eingesetzt, berichtet Dries Buytaert, der Projektleiter und Erfinder der Open Source Web Publishing Software.

Das Ergebnis auf eine von Buytaert durchgeführte Umfrage, wie man Drupal denn mit einem Wort am Besten beschreiben könnte, lautet: **»Flexibilität«**. Denn die größte Stärke von Drupal ist es wohl, dass es so umfangreich für unterschiedliche Bedürfnisse erweitert werden kann. Dennoch ist klar: nicht für jeden Anspruch kommt das System in Frage. Auch unsere Erfahrung ist, dass Drupal BenutzerInnen mit weniger hohen Ansprüchen, die aber eine nette Webseite dynamisch verwalten wollen, immer noch etwas überfordert sind. Bei einer weiteren Umfrage, bei der es vor allem zu erfahren galt, was denn die Vorteile des CMS seien, kristallisierte sich heraus, dass Drupal kostenpflichtige Systeme perfekt ersetzt und so auch enorme IT-Kosten reduziert.

Wer aber ist die Konkurrenz von Drupal?
Wordpress wird an erster Stelle genannt, gefolgt von Joomla, Typo3 und anderen. Buytaert kehrt eindringlich hervor, dass es innerhalb der Open Source Community nicht um Konkurrenz gehe, vielmehr lösten Worpress und Drupal wie auch andere Open Source Lösungen kostenpflichtige Systeme ab und ziehen somit gemeinsam an einem Strang.

Ganz beachtlich bei der Drupal Erfolgsgeschichte: 2008 konnten 28% der Community mit Drupal ihr Einkommen bestreiten und diese Zahl ist 2011 bereits auf 48% gestiegen.

Herausforderungen?
Generell ist Drupal, so wie auch andere Systeme, damit konfrontiert die Benutzerfreundlichkeit (Usability) zu verbessern, obwohl die Komplexität und Anforderungen stets steigen. Offensichtlich nimmt Buytaert Apple als Vorbild, wenn er versucht seine Visionen auf drei Säulen zu reduzieren. Technisch stark, einfach zu nutzen und marketingmäßig gut vertreten, lautet die Devise. Handlungsbedarf besteht vor allem beim Marketing, zeigt eine erneute Statistik auf. Die technische Entwicklung läuft sehr gut, hier gebe es so gut wie keinen Handlungsbedarf.
Trotz wenig Werbung, 100.000 Drupal Version 6 Live-Seiten in nur 12 Monaten, lässt darauf hoffen, dass dies auch für die neue Version Drupal 7 eintritt.

Vorschau

Am Ende der Infrastruktur...
Termin voraussichtlich: 13.10.2011, 19.00 Uhr
Ort: Wissensturm, Raum 1504

ARGE Freundschaft Zimbabwe und Kunzwana Trust richten ihren Fokus auf die drittgrößte Volksgruppe Zimbabwes, die Tonga. 1957 wurden sie von den Ufern des Zambezi vertrieben, als dort, am Kariba-Staudamm, der damals größte Stausee der Welt entstand. Die Bezeichnung »Mulonga« (*http://www.mulonga.net*) fasst die Entwicklung und Geschichte des Zambezi Flusses zusammen, das auch mit dem nicht vorhanden Zugang zu Technologie verknüpft ist.
Im Zuge einer neuen Initiative der AktivistInnen, die bereits seit 15 Jahren zahlreiche Kulturaustausch-Projekte mit den Tonga organisiert haben, sollen bereits existierende Tele-Zentren an Schulen im District Binga vernetzt werden. Die Standorte sind zum Großteil nicht mit LANs (local network areas) versehen, und Vernetzung zwischen den Orten gibt es keine. So kam es zur Zusammenarbeit mit AktivistInnen rund um servus.at und der Stadtwerkstatt.
In dem neuen Projekt soll das *technische Rückgrat* der Verbindung ein drahtloses Mash-Netz bilden, wie es die Funkfeuer Community bereits erfolgreich erprobt und bei der ausschließlich Open Source Technologie zum Einsatz kommt.
Zu den Herausforderungen zählen, dass die zu verbindenden Orte teilweise über 20 km von einander entfernt sind und dass es im Unterschied zu Europa keine freien Frequenzbänder gibt. Jedes Gerät, das funkt, muss einzeln genehmigt werden.
Der geplante Vortrag im Wissensturm schildert die Erfahrung von den letzten zwei Reisen und den Schwierigkeiten, das ambitionierte Projekt in Binga realisieren zu können.
http://www.servus.at/argezim, *http://mulonga.linz.funkfeuer.at/*

Oktober, November
servus Campus: LAFKON
Generative Grafik mit freien Werkzeugen
Christoph Haag, DE - servus featured FLOSS Artist
http://www.lafkon.net/, *http://www.forkable.eu/*

Zweimal zwei Tage, zwei im Oktober und zwei im November, wird Christoph Haag einen Workshop im servus Campus halten. Christoph Haag ist ein Grafik Designer, der ausschließlich auf freie Werkzeuge setzt. Seine Grafiken sind bei der Linux Audio Konferenz und auch während LiWoLi 2009 auf große Bewunderung gestoßen. Jedes Plakat ein Unikat.
Illustrationen werden generativ mittels Scripting miteinander verbunden und Algorithmen sorgen für die unterschiedlichen Variationen des Outputs, der sich sehen lassen kann.
Die unterschiedlichen Schritte, wie es zu solchen wunderbaren Plakaten kommt, werden in den vier Tagen behandelt. Und es gibt Hausaufgaben!

Für wen wird sich dieser Workshop eigenen?
Ambitionierte GrafikerInnen ohne Angst Neues zu entdecken und zu lernen, IllustratorInnen. CoderInnen, die Spaß daran haben ungewöhnliche Outputs zu generieren.

Grober Plan:
- Grafikformate
- Grafiken erstellen, freie Formate verwenden (Hausaufgaben Illustrationen)
- Grafiken weiter verarbeiten
- Latex, Bash scripting
- Freie Grafiken, Scripte zur Verfügung stellen (warum, wie)
- Lizenzen (welche verwenden?)

Kommentar: Ganz klar werde ich diese Sessions mitmachen und freue mich drauf! Anmeldung unter *www.servus.at* in Kürze.

Ein Haus voller Operette... na servus?!
Join the happening now!
Termin: 7., 8. Dezember 2011
Einlass/Login: 21.00 Uhr

Wie schon kürzlich angedeutet haben wir das Bedürfnis, dass wir es jetzt auch mal ordentlich krachen lassen wollen. Irgendwie braucht es doch mal ein ordentliches Happening – einen Rausch der Sinne bis zur Besinnungslosigkeit.
Als Gerüst des Vorhabens dient uns die Inszenierung einer Operette, bei der hoffentlich so viele KünstlerInnen aus unserem Umfeld, servus FreundInnen und Stadtwerkstatt HausbewohnerInnen wie möglich gewonnen werden können, ein Teil der Inszenierung zu sein. Im Moment arbeiten wir noch an der Grundstruktur des Ganzen, ehe wir auf Euch zukommen. Eine Operette macht man schließlich auch nicht jeden Tag!
Aber was wir jetzt schon brauchen und sammeln sind freiwillige Spenden für unsere »Tombola« der etwas anderen Art. Wir dachten da an kleine und große, natürlich handsignierte Kunst. Originale, Bilder, Malereien, Skizzen, Gedichte, Tonträger aller Art, Servietten-Zeichnungen, Skulpturen und Objekte, die leider am großen Markt noch keinen Platz gefunden haben ...
Also, wenn ihr uns mit einem Kunstwerk unterstützen wollt, bitte meldet euch doch erstmal mit einer E-Mail an *tombola@servus.at*.
Die derzeitigen ZeremonienmeisterInnen sind Fadi Dorninger, Pamela Neuwirth, Peter Wagenhuber und meine Wenigkeit. Bis bald – wir brauchen Euch!

~ur

Die FPÖ und der Rechtsstaat

Eine Groll-Geschichte von *Erwin Riess.*

Groll und der Dozent saßen in der Kärntner Straße in einem Café. Der Dozent wollte mit Groll über die neuesten Entwicklungen in Kärnten sprechen. Sie sollten eingangs das bei ihnen beliebte Vorlesespiel absolvieren, das würde Kopf und Gemüt für das Kommende aufhellen. Das Vorlesespiel bestand darin, daß der Dozent einen Text vorlas, und Groll müsse raten, aus welcher Zeitung der Ausschnitt stamme. Groll lehnte sich in seinem Rollstuhl zurück. Der Dozent las mit lauter Stimme:

»'Das Volk steht über dem Verfassungsgerichtshof'«. Sätze wie dieser waren von Jörg Haider oft zu hören. Sätze, die noch ungeahnte Sprengkraft bekommen könnten. Der Satz vom Volk, das über den Verfassungsrichtern steht, ist eine Attacke auf die Verfassung selbst. Wenn Haiders Satz stimmte, dann könnte das »Volk« mit Mehrheitsbeschluss jedes Grundrecht hinwegfegen. Dann ist keine Minderheit mehr geschützt. Dieser Satz ist damit genau das Gegenteil vom Rechtsstaat. Er ist das Funktionsprinzip diktatorischer Staaten, in denen kein unabhängiger Richter den Bürger gegen die politische Macht schützt. Damit ist erstmals sehr ernst über die demokratische Legitimation des freiheitlichen Lagers zu diskutieren. Dies bestätigen auch Mitglieder des Verfassungsgerichtshofs – wenn auch nur im vertraulichen Gespräch. Ist die Linie des Gerichtshofs aufrechtzuerhalten, der die FPÖ immer als nicht-faschistisch, demokratisch eingeordnet hatte? Der Verfassungsgerichtshof hat das letzte Urteil über die Legitimität der FPÖ zu sprechen, etwa nach dem Verbotsgesetz.«

»Das ist nicht schwer«, sagte Groll. »Ich tippe auf einen Text in den neunziger Jahren aus der 'Volksstimme'.«

»Falsch.«

»Der Kommentar eines Kärntner Slowenen in einer Minderheitenzeitung.«

»Wieder falsch.«

»Also gut. Die Übersetzung eines Artikels aus dem englischen 'Guardian'.«

»Verloren«, sagte der Dozent und reichte Groll die »Presse« vom 15. Jänner 2002, in der der damalige Herausgeber Andreas Unterberger diese Sätze geschrieben hatte.

»Unterberger empfiehlt der SPÖ in dem Leitartikel dringend, sich einer Reform des Wahlmodus zum Verfassungsgerichtshof nicht zu verschließen«, fuhr der Dozent fort. »Denn derzeit könnten die Richter allesamt von Blau-Schwarz ernannt werden. Aber die SPÖ versteht die Gefahr nicht einmal.' Und er schließt: ‚Wenn es denn wirklich geschehen sollte, wird es die Linke nicht einmal merken, wenn wirklich der Wolf kommt.'«

»Ein starkes Stück«, meinte Groll. »Besteht die Gefahr auch heute noch?«

»Sie ist so aktuell wie vor neun Jahren« erwiderte der Dozent. »Falls Strache an die Regierung kommt – mit wem auch immer – besteht die Gefahr, daß er – ähnlich wie Orbán in Ungarn – die unabhängige Justiz nach oben beschriebenem Muster aushebelt. Und niemand wird sich aufregen, drei Kommentare werden erscheinen, das wird's dann gewesen sein.«

»Wie die Blauen mit der Justiz umgehen, beweisen sie ja immer wieder aufs Neue, am deutlichsten mit dem Lehrstück vom unschuldigen Uwe«, erwiderte Groll und zog einen färbigen Bogen Papier aus dem Rollstuhl. »Ein Freund in Kärnten hat mir das zugesandt. Es ist ein Pamphlet des Landeshauptmann-Stellvertreters Uwe Scheuch an alle Kärntnerinnen und Kärntner, in dem er das über ihn verhängte Urteil in der bekannten Korruptionsaffäre wütend attackiert und die Justiz gröblich beschimpft.«

Groll plättete das Papier, das einen lachenden Uwe Scheuch im rechten oberen Eck zeigt, und fuhr fort.

»Uwe Scheuch bezeichnet das Urteil als ‚vollkommen überzogen und parteipolitisch motiviert', unterstellt also dem Richter, im Sold einer anderen Partei zu stehen. Des weiteren heißt es im Pamphlet: ‚Nachdem sowohl das Gericht, als auch die Medien die Rechtslage, die Fakten und vor allem meine persönliche Sichtweise vollkommen ignoriert haben, wende ich mich an jene über 580.000 Kärntnerinnen und Kärntner, denen ich mich verpflichtet fühle. ... Nach dem schrecklichen Unfalltod unseres Jörg Haider, der über 30 Jahre von den Medien, den politischen Mitbewerbern und anderen Institutionen verfolgt wurde, hat diese linke Jagdgesellschaft nun wohl mir diese Rolle übertragen.'«

Der Dozent schaute verblüfft auf. »Er schlüpft in die Rolle des Märtyrers, der sich von der ganzen Welt verfolgt wähnt und ständig das Volk anruft, um sich zu erhöhen«, sagte er. »Ein klassischer Trick des Nationalsozialismus. Hitler hat diese Umkehrung der Wirklichkeit in den 1920er und frühen 30er Jahren zur Perfektion getrieben. Hitler war so sehr von der Welt verfolgt, daß er gar nicht anders konnte, als diese zu vernichten. Und das alles mit dem Appell ans Völkische. Haider hat es übernommen, nun tritt einer offen und frech die Nachfolge an.«

Groll zog das Papier näher an sich heran und las weiter: »Meine Person, meine Familie, meine Freunde und mein gesamtes Umfeld wurden zu Freiwild erklärt«, flennt Herr Scheuch, vergißt aber nicht, die Reihenfolge klar einzuhalten – er kommt immer zuerst. Und für jene Kärntner, die Scheuch für ausgemachte Trotteln und Analphabeten hält, es ist scheint's die übergroße Mehrheit, läßt er die weinerlichsten und hasstriefendsten Passagen fett drucken, auf daß auch der letzte Hinterwäldler versteht, was sein von der linken Jagdgesellschaft verfolgter Führer und Märtyrer im Dienste des Volkes erleiden muß. Natürlich fehlen die ebenfalls fettgedruckten Beteuerungen nicht, er sei unschuldig und habe nichts getan. Im selben Atemzug reitet der Arme eine wilde Attacke: ‚Während Betrüger, Kinderschänder, kriminelle Asylwerber und viele mehr frei und unbehelligt von einer unfähigen Justiz herumlaufen dürfen, versucht man mit mir einen Schauprozeß zu inszenieren', fährt er in gräßlichem Deutsch fort.

»Das ist die Sprache des ‚Stürmers' und des ‚Völkischen Beobachters'«, sagte der Dozent. »Eine Melange aus Rassismus, Aggressivität, Weinerlichkeit und Drohungen. Hier stellt sich einer bewußt außerhalb der zivilisierten Gesellschaft, weil er vorhat, ihr die zivilisatorischen und rechtsstaatlichen Sperenzchen später mit allen Mitteln auszutreiben. Karl Kraus hat immer wieder darauf verwiesen, daß jene, die die Sprache zur Keule erniedrigen, nach der Sprache deren Anwender in den Staub treten werden, und das war nicht als Metapher gemeint, sondern als reale Drohung, und wie wir wissen, wurde sie in einem erschreckenden Ausmaß wahr. Und da kommt, sechsundsechzig Jahre nach der Befreiung der Konzentrationslager, ein Sproß aus einer NSDAP-Elitenfamilie und führt sich auf, als wäre er der blaue Mittelpunkt der Welt.«

»So weit zum Fortschritt«, meinte Groll und fügte hinzu. »Das Perfide an diesem faschistischen Lehrstück ist auch darin gegeben, daß das Pamphlet von den Steuerzahlern bezahlt wird.«

»Ich dachte, die Partei hat den Massenbrief bezahlt?« warf der Dozent ein.

»Und wenn schon«, erwiderte Groll. »Was glauben Sie, woher die FPÖ sich mit ihren ständigen Wahlerfolgen finanziert – aus überreichlich fließenden Steuermitteln, den höchsten, die ein westeuropäischer Staat für seine Parteien bereit stellt.«

»Also finanzieren wir, ob wir wollen oder nicht, den Untergang der Demokratie auch noch mit!«

»Die Kärntner sind darin, wie in so vielen anderen Dingen, Vorreiter«, bekräftigte Groll. »Auch die unsägliche Volksbefragung des Landeshauptmann Dörfler nach den oktroyierten Ortstafel-Verhandlungen wurde aus Steuermitteln finanziert. Für eine slowenische Übersetzung reichte es allerdings nicht, denn Kärnten ist und bleibt einsprachig, wie der verunfallte Landeshauptmann stolz erklärte. Der Gebrauch der slowenischen Sprache auf Bürgermeisterämtern wurde mit den Ortstafel-Gesetzen ja gestrichen. Nun müssen die slowenischen Kärntner in die nächste Bezirkshauptmannschaft fahren und darauf hoffen, daß ein des Slowenischen kundiger Sachbearbeiter sich ihres Falles annimmt. Was glauben Sie, wie viele Menschen sich diese Verhöhnung antun werden? Und schon ist die unbedingte Zweisprachigkeit vor Behörden, wie sie im Staatsvertrag und vielen völkerrechtlichen Verträgen immer wieder als zentraler Bestandteil der Minderheitenpolitik gefordert wurde, für alle Zeiten entsorgt. Denn die »Ortstafellösung« wurde sofort in den Verfassungsrang gehoben – ohne viele Details mit den Slowenenvertretern noch weiter auszuhandeln (nicht nur deshalb protestierte der Rat der Kärntner Slowenen mit Valentin Inzko vollkommen zu Recht) – der Verfassungsrang bedeutet nämlich, daß die Minderheitenpolitik für alle Zeiten einzementiert ist. Minderheitenpolitik ist aber ein dynamischer Prozeß, der am besten einfachgesetzlich abgesichert wird, und zwar so sensibel, daß auch künftig Verbesserungen für die Minderheit möglich sein müssen. Das ist bei der aufgezwungenen Kärntner Lösung aber nicht der Fall. Sollte es künftig eine Gemeinde mit einem slowenischsprachigen Anteil von mehr als 17,5 % geben (auch dieser Willkürwert ist bereits eine Frechheit), hat sie keine Möglichkeit, zweisprachige Ortstafeln und Aufschriften zu bekommen.«

Der Dozent packte den Zeitungsausriß in seine Tasche. »Es sieht so aus, als hätten Herr Ostermaier und Herr Dörfler die Öffentlichkeit hinters Licht geführt.«

»So ist es«, erwiderte Groll. »Im Gegensatz zu den Jubelmeldungen von Land und Bund wurde mit dem vorliegenden Beschluß die Diskriminierung der slowenischen Volksgruppe keineswegs beendet, sondern, im Gegenteil, für Jahrzehnte festgeschrieben.«

Die beiden Freunde zahlten, verließen die Kärntner Straße und nahmen den nächsten Kaffee in einem türkischen Restaurant in der Wollzeile.

Die Neue in der »linken Jagdgesellschaft«
Von: Jacob Matham nach Hendrick Goltzius,
Die sieben Tugenden: Justitia (Die Gerechtigkeit), Kupferstich

Opferstatus oder Verurteilung

Sexarbeiterinnen erfahren meist eines von beiden. Eine Lesung am 13. Oktober in der Stadtwerkstatt versucht dem entgegenzuwirken. Von *Daniela Leitner* und *Katharina Tautscher*.

Fälschlicherweise wird Sexarbeit häufig als das »älteste Gewerbe der Welt« bezeichnet. Zwar ist das Anbieten und Ausüben von sexuellen Dienstleistungen in Österreich grundsätzlich legal, dennoch sind Verträge, die sexuelle Dienstleistungen (SDL) gegen Entgelt beinhalten, ungültig. Aufgrund des OGH Urteils von 1989 werden diese Verträge zwischen Kunden und Anbieterinnen von SDL als sittenwidrig eingestuft und können somit bis dato weder eingeklagt noch als »Gewerbe« anerkannt werden.

Auch wenn in den Gesetzen immer (noch) von Prostitution die Rede ist, hat sich mittlerweile nicht nur in der Szene die Bezeichnung Sexarbeit oder sexuelle Dienstleistungen durchgesetzt. Diese Begriffe werden bewusst gewählt, um eine klare Unterscheidung zwischen einer freiwillig erbrachten Dienstleistung und dem kriminellen Tatbestand der Zwangsprostitution zu treffen.

Aufgrund der Mobilität der SexarbeiterInnen führt das Fehlen eines einheitlichen Prostitutionsgesetzes in Österreich oft zu Unklarheiten. Die teilweise sehr unterschiedlichen Landesgesetze regeln wer, wann, wo SDL anbieten und ausüben darf. In Oberösterreich werden SDL nach wie vor im Polizeistrafgesetz geregelt.

Seit 2009 wird in Oberösterreich an einem eigenen Prostitutionsgesetz gearbeitet. Es bleibt zu hoffen, dass es einige wünschenswerte Verbesserungen zur Stärkung der SDL beinhalten wird, wie beispielsweise:

- Ein unsafe-Sex-Werbeverbot
- Eine Beratung zu Beginn der Tätigkeit, um Sexarbeiterinnen über gesundheitliche und rechtliche Fragen aufzuklären und Manipulationen durch Betreiber oder Kunden vorzubeugen.
- Eine kostenlose »Pflichtuntersuchung« in ganz Österreich

Der Begriff Prostitution projiziert meist vorgefertigte, klischeebehaftete Bilder im Kopf. Es gibt kaum jemanden, der Prostitution gegenüber neutral eingestellt ist. Entweder werden die Menschen, die diese Tätigkeit ausüben »müssen«, bedauert und in den Opferstatus manövriert, oder aber man verurteilt sie. Auf Verständnis, dass es auch Menschen gibt, die sich freiwillig für die Tätigkeit als SexarbeiterIn entscheiden, trifft man selten. Der Mensch hinter der Prostitution wird nicht mehr wahrgenommen – Sie oder er ist nur noch Prostituierte(r).

Viele Ängste, viel Unausgesprochenes, viele Fragen ranken sich rund um das Thema Prostitution/Sexdienstleistung.
Gesetzliche und soziale Ausgrenzung, Diskriminierung, Stigmatisierung und Kriminalisierung machen es Betroffenen nahezu unmöglich, offen über ihre Situation, ihre Anliegen und ihre Probleme zu sprechen. Über die tatsächlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen von Menschen, die in Österreich in den Sexdienstleistungen arbeiten, gibt es kaum sachliche Informationen. Deshalb werden SexdienstleisterInnen und ihre Lebenssituationen noch immer mehrheitlich ignoriert oder auf ihren Opferstatus reduziert, womit sie erst recht in ihrer Handlungsfähigkeit eingeschränkt werden.

Eines der Hauptprobleme, mit welchen die Menschen in den SDL konfrontiert sind, ist die Gefährdung ihrer körperlichen und psychischen Gesundheit einerseits durch gesundheitsschädigende Arbeitsbedingungen und andererseits durch sinkende Arbeitsstandards und Konkurrenzdruck innerhalb der Szene.
Diese Personen sind viel zu langen Arbeitszeiten ausgesetzt, teilweise mit Tag- und Nachtdiensten hintereinander, ohne Pause. Oftmals halten sie sich täglich in dunklen Arbeitsräumen ohne Tageslicht auf. Verlassen sie ihren Dienstort könnte ein »Verdienstentgang« entstehen. Ein sehr wesentlicher Punkt bei der Arbeit in einem Bordell (Etablissement mit Barbetrieb) ist das tägliche Konsumieren von Alkohol mit den Kunden und die »Trinkprozentbeteiligung«. Dieses teilweise verpflichtende Trinken von Alkohol beinhaltet neben den körperlichen Langzeitfolgen auch den Verlust der Kontrolle auf dem Zimmer, was dazu führen kann, dass der Kunde die Oberhand bekommt (Vergewaltigung, unbemerktes Abziehen des Kondoms, uvm...). Zudem besteht die Gefahr der Ansteckung mit einer sexuell übertragbaren Krankheit wie Lues, Gonorrhöe, HIV..., da viele Menschen in der Sexarbeit unzureichend aufgeklärt sind. Die Nachfrage der Kunden nach »unsafe-Praktiken« steigt ebenso. Weil dafür auch mehr Geld geboten wird, kommen insbesondere jene Sexarbeiterinnen in Bedrängnis, welche in einer finanziellen Notlage sind. Dadurch sinken die Standards innerhalb der Szene nachhaltig und die Sexarbeiterinnen bieten immer mehr Dienste für immer weniger Geld an.
Derzeit sind ca. 85% - 90% der registriert arbeitenden Sexarbeiterinnen in Österreich aus den »neuen EU-Ländern«, dies ist wahrscheinlich auch auf den erschwerten Arbeitsmarktzugang für MigrantInnen in Österreich zurückzuführen. Da sie ihre Familien und Freunde oftmals im Heimatland haben, sind viele Sexarbeiterinnen von Einsamkeit und sozialer Isolation betroffen. Aufgrund von schlechten Erfahrungen und/oder Konkurrenzdruck fällt es ihnen oft schwer, Vertrauen zu Kolleginnen aufzubauen.
Im Fall eines Berufswechsels ist bei selbstbewusstem Anführen der vorhergehenden Tätigkeit mit einer Stigmatisierung durch den Arbeitgeber zu rechnen, was den ohnehin oft niedrigen Selbstwert weiter schwächt.

Aufgrund der hohen Stigmatisierung der Menschen, welche in den SDL tätig sind, entstand die Idee zur Lesung: »worüber keiner sprechen möchte – darüber schreiben wir«. Die Lesung soll eine Plattform für eben diese Menschen sein, um über ihre Erlebnisse anonym zu schreiben und an öffentlicher Stelle Gehör zu finden. Damit soll der Mensch hinter der »Prostitution« sichtbar gemacht.

Eine Kooperation der Stadtwerkstatt und LENA – Beratungsstelle für Menschen, die in der SDL/Prostitution arbeiten oder gearbeitet haben, soll die Lesung Raum für Informationsaustausch und Reflexion zum Thema Prostitution/Sexdienstleistungen schaffen.

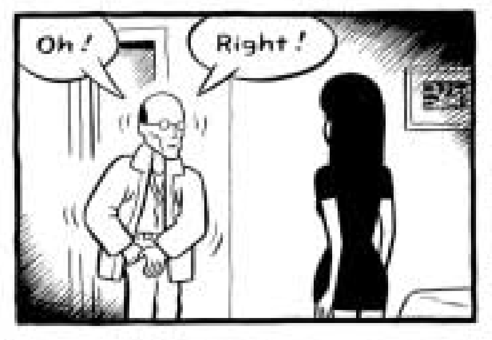
LESUNG

Veranstaltungsort: Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz
Am: 13. Oktober 2011
Beginn: 19.30 – ca. 21.00 Uhr
Eintritt: frei

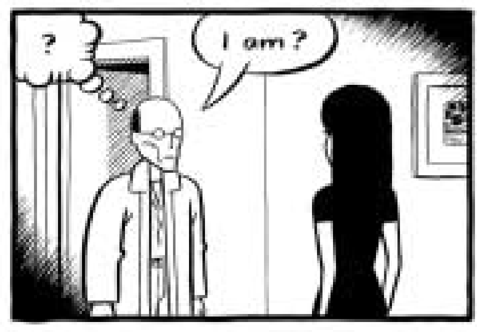
Die Texte liest die Schauspielerin Julia Ribbeck.



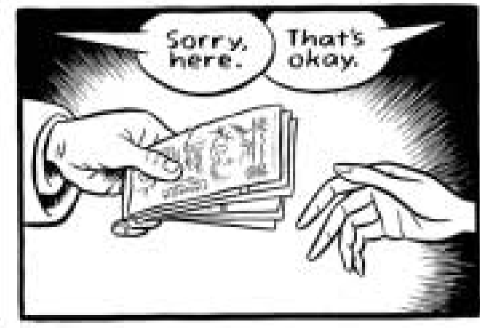






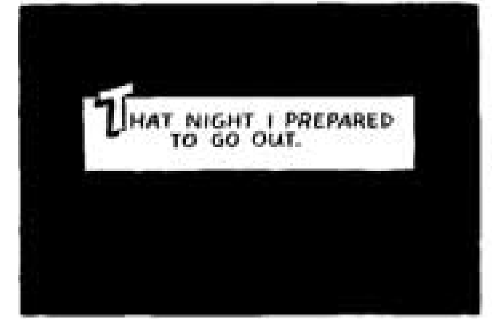



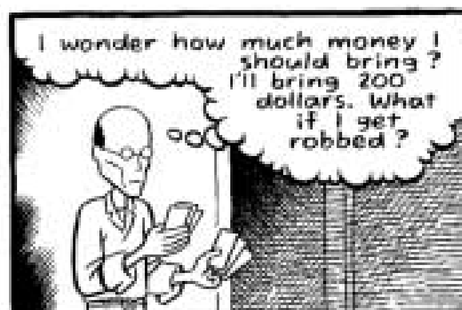


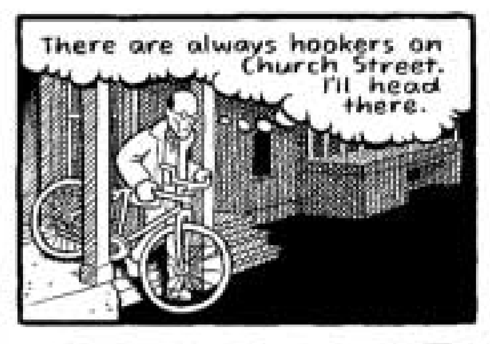


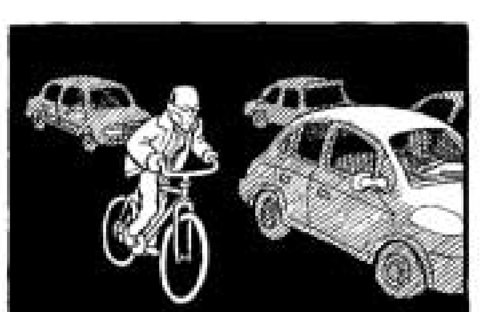


CARLA



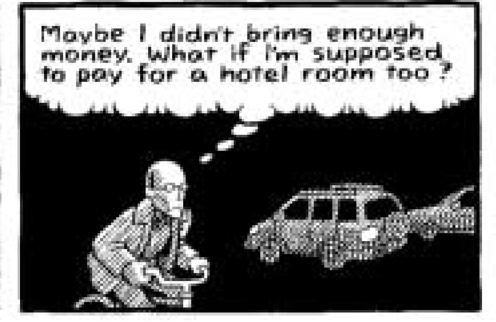


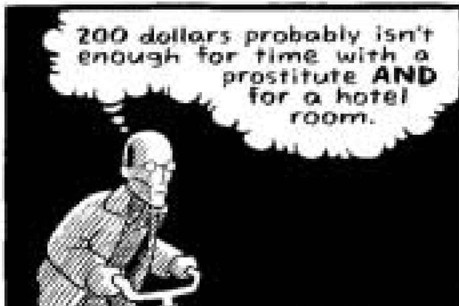












Jenseits eines voyeuristischen Blicks

Luzenir Caixeta über die komplexe Welt der Sexarbeit.

Zahlreiche Sex Shops, Laufhäuser, Bordelle, Peepshows... Die lukrative Sexindustrie wird oft mit einem voyeuristischen Blick betrachtet. Sexarbeiter_innen werden meist auf ihre Tätigkeit reduziert und zu Opfern gemacht. Obwohl sie die zentralen Akteur_innen sind, werden ihre zunehmende Prekarisierung, ebenso wie ihre Rechte und Widerstandsstrategien ausgeblendet. So schlägt die gesellschaftliche Doppelmoral zu und trifft dabei vor allem Migrant_innen. Ob Sexarbeit, bezahlte Hausarbeit, Kranken- und Altenpflege, Kinderbetreuung, Mini-Jobs im Supermarkt oder in Hotels, Beschäftigung in Call Centern, es handelt sich um prekarisierte Arbeitsbereiche im informellen Sektor, in der die Anzahl und die Bedeutung von Migrant_innen rasant zunehmen. Dieses Kontinuum von »Sex – Fürsorge – Pflegearbeit« ist durch einen systematischen Ausschluss von Arbeits- und Sozialrechten gekennzeichnet.[1]

Die Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen ist ein Produkt sowohl diskursiver als auch rechtlicher und wirtschaftlicher Faktoren. De-Industrialisierung, immaterielle Produktion, Feminisierung der Arbeit, transnationale Migration, die Mobilität von Kapitalinvestitionen und die weltweit ungleichen ökonomischen Verhältnisse spielen in den Produktionsprozessen in den postfordistischen Gesellschaften eine prägende Rolle.[2] Die neoliberale Umgestaltung dieser Prekarisierungsprozesse, die unter den Stichwörtern Flexibilisierung, Deregulierung usw. die gesellschaftspolitischen Debatten beherrschen, brachte eine Vielfalt prekärer Arbeits- und Lebensbedingungen mit sich.

Sexarbeit und feministische Positionierungen

Sexarbeit ist einerseits geprägt von Prozessen globaler Entgrenzung und zugleich von neuen Grenzziehungen im Rahmen internationaler Mobilität. An dieser Stelle sollen nur die zwei zentralen Positionen der feministischen Debatte über Prostitution skizziert werden: der neo-abolitionistische Ansatz, der sich für die Abschaffung von Prostitution einsetzt, und der Legalisierungsansatz, der sich für die Rechte der Sexarbeiterinnen einsetzt.

Der neo-abolitionistische Ansatz, wie er von der Coalition Against Trafficking in Women (CATW) vertreten wird, definiert Prostitution als sexuelle Ausbeutung, als Akt der Viktimisierung aller Frauen und als Menschenrechtsverletzung: Prostitution sei bezahlte Vergewaltigung und ein pathologischer Auswuchs des Patriarchats. Die Frauen in der Sexarbeit handelten demnach nicht freiwillig, deswegen müsse Prostitution abgeschafft werden.[3] Jede Form von Migration zum Zweck der Prostitution wird mit Frauenhandel gleichgesetzt und damit werden den Migrantinnen eigene Handlungsmöglichkeiten per se abgesprochen. (*www.catwinternational.org*)

Die Gegenposition auf internationaler Ebene wird durch die »Global Alliance Against Trafficking in Women« repräsentiert (GAATW). Sie unterscheidet zwischen Frauenhandel und Zwangsprostitution auf der einen und freiwilliger Prostitution auf der anderen Seite, und betont die Selbstbestimmung der Frauen in der Sexarbeit. Prostitution wird als eine Dienstleistung gesehen, die gleiche Anerkennung und Schutz verdient wie jeder andere Beruf und die grundsätzlich freiwillig aufgenommen werden kann. Es wird erkannt, dass die Unterwerfung unter die vielfältigen prekarisierenden Zwangsverhältnisse zugleich erweiterte Handlungsspielräume bieten kann. Bereits das Ausbrechen aus elenden ökonomischen Verhältnissen oder patriarchalen Strukturen im Herkunftsland und der Schritt in die Lohnarbeit im Ausland kann eine erste Erfahrung von Selbstermächtigung sein. In diesem Sinne liegt der Fokus auf der Schaffung von besseren, geregelten Arbeitsbedingungen für Sexarbeiterinnen durch gesellschaftliche und legale Anerkennung von Prostitution als Arbeit. (*www.gaatw.org*)

In Österreich wird Sexarbeit zwar reglementiert (teilweise vom Bund, teilweise vom Land, teilweise von BH-Finanzämtern), aber immer noch als »sittenwidrig«. Dadurch werden u.a. Verträge im Rahmen dieser Tätigkeit ungültig gemacht, Arbeitnehmer_innenschutzbestimmungen verunmöglicht und die Kriminalisierung von Sexarbeiter_innen weiter fortgesetzt. Dabei wird die Tatsache verkannt, dass Sexarbeit eine gesellschaftliche Realität und von einer hohen Nachfrage gekennzeichnet ist. Somit ist sie ein deutlicher Ausdruck einer Doppelmoral, die sich sowohl auf politischer als auch auf gesellschaftlicher Ebene manifestiert.[4]

Sexarbeiter_innen, trotz struktureller Gewalt

Ein Faktor, der die Prekarisierung von Sexarbeiter_innen im Besonderen fördert, ist ihr sozialer Status. Denn in den meisten Gesellschaften ist Sexarbeit ein stigmatisierter Bereich. Migrant_innen (in Österreich ca. 90% der Sexarbeiter_innen) werden mehrfach, als »Ausländer_innen« und als »Prostituierte«, ausgegrenzt und stigmatisiert. Darüber hinaus haben Sexarbeiter_innen in Österreich zwar zahlreiche Pflichten (Registrierung, Steuerpflicht, wöchentliche amtsärztliche Untersuchungen, Kranken- und Unfallversicherung, Tätigkeit nur an genehmigten Arbeitsorten), aber unverhältnismäßig wenige Rechte (wie etwa Arbeitnehmer_innenschutzbestimmungen). Prostitution gilt weder als unselbstständige Erwerbstätigkeit noch ist sie als Gewerbe anerkannt. Sexarbeiter_innen müssen daher als Scheinselbstständige betrachtet werden, da es an den Arbeitsorten sehr wohl fixe Arbeitszeiten und Regelungen gibt. Die Liste der Missstände und Nachteile ist lang: ein unregelmäßiges Einkommen; Arbeit oft sieben Tage die Woche, zwölf Stunden pro Tag/Nacht, in verrauchten Räumen, bei hohem Lärmpegel, ohne Fenster, strenge Kontrollen, lästige Kunden, die Unsafe-Sex-Praktiken einfordern usw..

Aufgrund der restriktiven Migrationspolitik der letzten Jahre wird es für Personen aus nicht EU-Ländern beinahe unmöglich, legal in der Sexarbeit tätig zu sein. Bereits mit der Novelle zum »Ausländerbeschäftigungsgesetz« 2006 wurde dazu beigetragen, dass Sexarbeiter_innen, die seit Jahrzehnten mit dem sogenannten »Selbstständig ohne Niederlassung« Titel gearbeitet hatten, illegalisiert wurden.

Die Arbeit bringt aber auch gewisse Vorteile: Es ist der Arbeitssektor, in dem Migrant_innen das meiste Geld verdienen können. Je nach Sektor der Sexindustrie bietet der Job zudem Flexibilität. Auch ist es möglich, Sexarbeit als Nebenjob auszuüben, da es keine vertragliche Bindung gibt und meist keine Ausbildung erforderlich ist. Darüber hinaus stellt es eine Möglichkeit dar Kontakte zu knüpfen, Fremdsprachen zu üben, etc.

Widerstandsperspektiven

Dieser kurze Überblick macht klar, dass die Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen von Sexarbeiter_innen in Zusammenhang mit dem Kampf in anderen prekären Dienstleistungssektoren erstritten werden kann und soll. Anti-Prostitutions- und Anti-Migrationspolitik haben erfahrungsgemäß eine negative Auswirkung auf die Rechte der in der Sexarbeit Tätigen. Weder die Nichtanerkennung noch das Verbot von Sexarbeit haben das Wachstum des Sektors verringert. Eine moralistische Sichtweise auf Sexarbeit ignoriert lediglich die Lebensrealität vieler Frauen (sowie Transgender und Männer). Repressive Politik hinsichtlich Migration, der öffentlichen Ordnung und Moral haben zu einer größeren Verletzbarkeit der Sexarbeiter_innen mit all ihren negativen Konsequenzen für ihre Gesundheit und Sicherheit geführt.

Das Internationale Komitee der Rechte von SexabeiterInnen in Europa (ICRSE) schlägt daher vor, einen Prozess in Gang zu setzen, der die Rechte der Sexarbeiter_innenbewegung in Europa stärkt. Organisationen, die sich für die Rechte von Sexarbeiter_innen einsetzen, haben sich zudem entschieden, sich mit neuen Verbündeten in Menschenrechts-, Arbeits- und Migrationsrechtsorganisationen zusammenzutun. (*www.sexworkeurope.org*)

In Oberösterreich wird derzeit ein »Sexualdienstleistungsgesetz« (SDLG) erstmals diskutiert, das das bisherige Polizeistrafgesetz dieser Materie betreffend ablösen soll. Ob wirklich Veränderung (sprich Verbesserung) da zu erwarten sind? Und wenn, dann für wen? Eine Vorstellung von unmündigen Sexarbeiter_innen scheint auch diese Diskussion zu dominieren, da Sexarbeiter_innen nicht in die Entstehung von den Gesetzen einbezogen werden und ihre Lebensrealitäten ignoriert und verkannt werden. Nach der bestehenden Regierungsvorlage bleibt es den Personen verwehrt, der selbstbestimmtesten Art der Berufsausübung nachzugehen und über das gesamte Einkommen aus der Tätigkeit zu verfügen, indem Sexarbeit in der eigenen Wohnung verboten wird. Somit werden Sexarbeiter_innen einerseits in die Illegalität gedrängt, andererseits werden erwachsene Menschen durch die auferlegten Kontrollpflichten der Lokalbetreiber_innen paternalistisch entmündigt.[5]

Die Probleme der Diskriminierung, Stigmatisierung und Kriminalisierung sind nicht spezifisch für dieses Beschäftigungsfeld, sie können jedoch nur durch (Selbst-)Organisationen, die sich für die Rechte der Sexarbeiter_innen und die Entkriminalisierung auf rechtlicher Ebene einsetzen, bekämpft werden.

maiz setzt sich seit Anfang der 90er Jahre für die Anerkennung von Sexarbeit als Erwerbsarbeit ein und trägt somit zu diesem Kampf bei. Es geht darum, in diesem »Spannungsfeld zwischen Stigmatisierung und Selbstermächtigung«[7], subversives Potenzial und Widerstandsperspektiven auszuloten. Darüber hinaus bemüht sich maiz Raum für eine kollektive Organisation von Migrant_innen in der Sexarbeit, sowie verschiedener Migrant_innengruppen zu schaffen und deren Interessen und Forderungen zu bündeln, indem die Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen prekären Arbeits- und Lebensbedingungen ins Zentrum gerückt und gemeinsam nach außen getragen werden. Denn, wir glauben nicht nur an Veränderung, wir arbeiten daran!

---

1) Vgl. Luzenir Caixeta: »Precarius labor et stuprum corporis. Prekarität und die bezahlte sexuelle Dienstleistung« In: Kulturrisse, Ausgabe 2/2005
2) Luzenir Caixeta / Encarnación Gutiérrez Rodríguez u.a.: Haushalt, Caretaking, Grenzen... Traficantes de Suenos, Madrid 2004
3) Vgl. Kathleen Barry: The prostitution of sexuality. New York 1995
4) Vgl. Gergana Mineva: Sexarbeit: eine Arbeit »wie jede andere!« oder: Warum will sie anonym bleiben?, Text noch nicht veröffentlicht, 2011
5) Ibid
6) Vlg. Judith Kilvington/ Sophie Day/ Helen Ward: Prostitution Policy in Europe: A Time of Change?, Feminist Review, Nr. 67, Spring 2001
7) Vgl. Nele Bastian, Katrin Billerbeck (Hg.): Prostitution als notwendiges Übel? Analyse einer Dienstleistung im Spannungsfeld von Stigmatisierung und Selbstermächtigung, Tectum Verlag, 2010

Luzenir Caixeta koordiniert bei maiz die Bereiche Sex&Work, Beratung und Forschung. (www.maiz.at)



Fucking John

In seinem neuesten Werk protokolliert der kanadische Comic-Autor Chester Brown seine Laufbahn als Freier – und verwechselt dabei das Privileg auf käuflichen Sex mit »befreiter« Sexualität. Von *Vina Yun.*

Bekannt wurde Chester Brown mit seinen Graphic Novels »Ed the Happy Clown« und »Louis Riel«, einer Comic-Bio des gleichnamigen kanadischen Politikers und Volkshelden aus dem 19. Jahrhundert. Doch es waren vor allem Browns autobiographische Werke – »The Playboy« und »I Never Liked You« –, die in der jungen nordamerikanischen Autorencomic-Szene der neunziger Jahre Spuren hinterließen und auch jenseits des Atlantiks eine wachsende Fangemeinde erreichten. (»I Never Liked You« erschien unter dem Originaltitel »Fuck« Mitte der Neunziger auf Deutsch bei Jochen Enterprises und wurde vor einigen Jahren von Reprodukt neu aufgelegt).

Nach einer mehrjährigen Schaffenspause meldet sich Chester Brown nun wieder zurück. »Paying For It – A Comic-Strip Memoir About Being a John« lautet der Titel seiner jüngsten Graphic Novel, in der sich der heute 51-jährige Zeichner an seine aktiven Jahre als Freier erinnert. Sein rund 300 Seiten starkes Buch möchte der in Toronto lebende Autor jedoch nicht allein als autobiographisches Dokument verstanden wissen – sei ebenso »Paying For It« sein Beitrag zur öffentlichen Debatte über Sexarbeit, die in Kanada zwar nicht per se verboten ist, jedoch durch etliche gesetzliche Bestimmungen starken Einschränkungen unterliegt. So sind beispielsweise das Betreiben von Bordellen wie auch die Bewerbung sexueller Dienstleistungen oder das Anschaffen in der Öffentlichkeit verboten – Bedingungen, die die (legale) Ausübung von Sexarbeit deutlich erschweren und diese zudem vollständig in den privaten Bereich verlagern.

Copyright: Drawn and Quarterly

Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund sorgte Browns öffentliches Outing als »John« (zu Deutsch: Freier) für einiges Aufsehen. Vom Feuilleton wurde der Tabubruch durchweg gelobt, der Entschluss, seine Verabredungen mit Sexarbeiterinnen zu Papier zu bringen, als »mutig«, »schonungslos« und »aufklärerisch« gewürdigt.

Dass Browns Freier-Karriere ausgerechnet mit einer persönlichen Niederlage seinen Anfang nimmt – seine damalige Freundin, die Schauspielerin und Fernsehmoderatorin Sook-Yin Lee (hierzulande bekannt aus dem Film »Shortbus«), schasst ihn auf recht uncharmante Weise –, mag man zunächst noch als »klassische« Kompensationsstrategie angesichts einer männlichen Existenzkrise interpretieren. Allerdings zeigt Chester Brown keinerlei Interesse, den tragischen Helden zu geben. Anhand seiner eigenen Persona entmystifiziert er vielmehr das stereotype Bild des typischen »John«: Der ist nämlich in der Regel weder ein einsames Häufchen Elend noch ein brutaler Perversling, der sich besonders ausgefallene Sexpraktiken wünscht, sondern fürchterlich »normal« – und sieht im Fall von »Chet« Brown aus wie der blasse Nerd aus dem Comic-Laden von nebenan, der angesichts seiner soften Erscheinung eher den Beschützerinstinkt als die Libido zu wecken vermag. In einer Review für die New York Times titulierte ihn Sex-Aktivistin Annie Sprinkle gar augenzwinkernd als »goodhearted bad boy«.

Vollkommen entdramatisiert sind auch die Biographien der dargestellten Sexarbeiterinnen. Beichten aus der Drogenhölle, Missbrauchsgeschichten oder Berichte über Zwangsprostitution sucht man hier vergeblich. Statt Champagner oder harter Drinks gibt's höchstens mal 'ne Cola vor dem Sex, der mal besser, mal schlechter ist und sich damit gar nicht so sehr von unbezahltem Sex unterscheidet. »Prostitution is just a form of dating«, erklärt Chester Brown. Was ihn allerdings nicht daran hindert, bei den Sexarbeiterinnen ständig nach denselben »Qualitäten« Ausschau zu halten: schlank, hübsch, große Titten – und so jung, wie es das Gesetz erlaubt.

Browns Faible für Playmate-Bodymaße kennt man bereits aus seinen älteren Comics, ebenso seinen stoisch anmutenden Charakter, der mehr an einen Buchhalter als an einen Sex-Tiger erinnert. Entsprechend sachlich ist der Erzählton, was die Alltäglichkeit und »Normalität« der Sexarbeit zusätzlich betont. Nicht weniger nüchtern präsentiert sich die Form: Die Seiten sind durchgehend streng in acht Panels gegliedert, in den Schwarzweiß-Bildern regiert ein klarer Strich.

Dies ist auch die Hauptabsicht des Autors: Mit der Forderung, Sexarbeit von ihrem gesellschaftlichen Stigma zu befreien, will Chester Brown auch die Freier-Identität »normalisieren«, was ihn zu recht fragwürdigen Vergleichen mit »Sexual Rights«-Bewegungen wie LGBT führt. Damit ignoriert er eine wesentliche Tatsache: Der Kauf sexueller Dienstleistungen ist bereits gesellschaftlich institutionalisiert und stellt bis heute ein legitimes (wenngleich moralisch ambivalent bewertetes) Handlungsfeld männlicher Identitätsbehauptung dar.

Zu dieser männlichen »Freier-Normalität« gehört auch die Sicht auf die Dienstleistung der Sexarbeiterin als Ware. Auf einer der verbreiteten Online-Plattformen für Freier tauscht Brown mit anderen Reviews aus, in denen Sexarbeiterinnen bewertet und miteinander verglichen werden – wie beim Autokauf. Diese Praxis ist nicht einfach Ausdruck eines besonders üblen Sexismus, vielmehr entspricht sie der kapitalistischen Logik, die Sex entsprechend der Ökonomisierung ungleicher Geschlechterbeziehungen warenförmig macht.

Wenig überraschend ist daher, dass auch der Körper der Sexarbeiterin »zerlegt« wird: Zwar hat Chester Brown die Frauen, die er als Freier getroffen hat, allesamt anonymisiert – dennoch hebt er immer wieder einzelne körperliche Merkmale hervor, von den Cellulite-Schenkeln bis hin zum Silikon-Busen. Für Brown scheint diese »entmenschlichende« Fragmentierungstechnik, die in der feministischen Auseinandersetzung mit dem Mainstream-Pornofilm als Konsequenz eines »männlichen Blicks« analysiert wurde, in keinem Widerspruch zu seiner vordergründigen Solidarisierung mit der politischen Huren-Bewegung zu stehen, die mit der Auffassung von Sexarbeit als Entscheidung (statt als »Schicksal«) den Subjektstatus der Sexarbeiterinnen betont.

Freier zu sein steht im Brownschen Universum für individuelle sexuelle Freiheit und nicht etwa für ein geschlechter- und klassenspezifisches Privileg. So fußt sein Plädoyer für die Dekrimininalisierung von Sexarbeit in Kanada (im Gegensatz zur Legalisierung, die eine Registrierung und Lizenzenvergabe – also letztlich eine staatliche Kontrolle – zur Folge hätte), die er in umfangreichen illustrierten Fußnoten ausführt, auf der Überzeugung, dass einvernehmlicher Sex zwischen Erwachsenen Privatsache sei: Der Staat habe sich aus dem Schlafzimmer gefälligst rauszuhalten.

Für Sex zu zahlen, sei letztlich ehrlicher, schließlich sei auch die romantische Zweierbeziehung ein Tauschgeschäft, das jedoch durch allerlei Liebesgedöns verschleiert werde. Chester Brown idealisiert seine eigene Freier-Existenz zu einem Lebensstil, der sich als Gegenentwurf zur Idee der romantischen Liebe und der monogamen Pärchenbeziehung versteht. Derart wandelt sich das Recht auf eine selbstbestimmte Sexualität, die die Wahl für Sexarbeit sowie Alternativen zu klassischen Beziehungsmodellen einschließt, in ein Recht auf prostitutiven Sex. Für wen eine solche »befreite« Sexualität funktioniert, dürfte nur unschwer zu erkennen sein.



Chester Brown: Paying for it. A Comic-Strip Memoir About Being a John. Drawn & Quarterly, Montreal 2011, 292 Seiten, 17, 50 Euro
Chester Brown: Fuck. Reprodukt, Berlin 2008, 192 Seiten, 16 Euro

Dieser Text von Vina Yun erschien zuerst in: Jungle World, 31/11.
www.jungle-world.com

Vina Yun ist u.a. Redakteurin bei migrazine.at.

Dumpfer Nationalismus und Homophobie

Judith Goetz und *Rosemarie Ortner* über Solidarität mit der queeren Budapest Pride.

Mediale und persönliche Berichte von Paraden in Ost/Südosteuropa stehen oft im Zeichen eines Nachentwicklungsdiskurses, der den demokratischen Westen mit Emanzipation und Menschenrechten einem Osten gegenüberstellt, in dem es noch viel zu entwickeln gäbe. Für Ungarn ist dieses Bild allerdings doppelt falsch: Nicht nur die Glorifizierung liberaler kapitalistischer Demokratie als Ziel jeder Entwicklung ist problematisch.

In Budapest gibt es die Parade schon genauso lange wie in Wien. In beiden Städten fand 2011 (nicht koordiniert am selben Tag) zum 16. Mal dieser Umzug statt. Erst seit 2007 kommt es zu Übergriffen, und es bedarf daher eines massiven Polizeischutzes. Diese Entwicklung ist einem extremen Rechtsruck geschuldet, und nicht einer »mangelnden Entwicklung«. Im Jahr 2006 ist es rechtsextremen Kräften gelungen, massiv Anhänger_innen zu mobilisieren und gewaltvolle Proteste auf den Straßen Budapests anzuzetteln. Damals richtete sich der Unmut vieler gegen die sozialistische (neoliberale) Regierung von Ferenc Gyurcsány, und Viktor Orbán mit seiner FIDESZ-Partei wusste gekonnt auf der Welle der Entrüstung zu reiten. Dass er 2010 mit einer 2/3-Mehrheit im Parlament aus den Wahlen hervorging, verdankt er diesem Spiel mit dem Feuer der rechtsextremen Gruppen. Nun steht die völkische Regierung vor der Aufgabe, gegenüber rechtsextremen paramilitärischen Gruppen (wie der landesweiten Ungarischen Garde und Bürgerwehren in den Dörfern) das staatliche Gewaltmonopol wieder durchzusetzen.
Die Regierungspartei ist aber nicht nur für die mangelnde Abgrenzung verantwortlich, sondern sie betreibt einhergehend mit dem Abbau demokratischer Rechte aktiv einen völkisch-nationalen Diskurs, der in Ungarn seit der Regierungsübernahme durch FIDESZ 2010 in vielen Bereichen spürbar geworden ist. Das reicht von der Umbenennung von Straßen und Plätzen über die Außenpolitik (Konflikte mit der Slowakei und Rumänien und der provokative Großungarnteppich der Ratspräsidentschaft in Brüssel) bis zur Minderheitenpolitik im Land (geplante Arbeitslager für Sozialhilfeabhängige, was zum Großteil Roma betrifft). Dieser Diskurs wird von der Oppositionspartei Jobbik tatkräftig unterstützt, indem sie etwa die Regierung immer wieder als nur scheinbar national beschimpft. Jobbik unterstützt auch die Gegenmobilisierung zum Pride March und setzt seine Kontakte in rechtsextreme Kreise öffentlich in Szene. Im Frühjahr 2011, als im nordöstlich von Budapest gelegenen Dorf Gyöngyöspata paramilitärische Bürgerwehren aufmarschierten und die Romabevölkerung bedrohten, nutzte Jobbik die Stimmung und konnte mit antziganistischen Parolen und der Ankündigung, eine Art Feldgendarmerie einzuführen, die Bürgermeisterwahlen im Juli gewinnen. Ihr Kandidat Oszkár Juhász erreichte 33,8% der Stimmen und ist nun der dritte Jobbik-Bürgermeister des Landes. In diesem Dorf soll nun auch eines der ersten Arbeitsprojekte unter unzumutbaren Bedingungen – Kritiker_innen sprechen von Zwangsarbeit – für Sozialhilfeempfänger umgesetzt werden.

Community in Budapest

Auch die Community in Budapest steht nicht außerhalb des nationalen Diskurses. Beim Pride-Festival 2011 kristallisierten sich die Debatten diesbezüglich um einen von den Organisator_innen verteilten Anstecker, einer Konkarde, die zur Hälfte die Farben der ungarischen Flagge, zur anderen Hälfte die Regenbogenfarben zeigte. Mit dem Anstecker soll, so eine_r der Organisator_innen, die Hegemonie einer rechten Definition von Zugehörigkeit in Frage gestellt werden, wie FIDESZ sie popularisiere. Ungarisch zu sein bedeute viel mehr und nicht FIDESZ dürfe vorgeben, wie ungarische Menschen zu leben hätten. Kritiker_innen wiesen hingegen auf die Gefahren des Nationenkonzepts hin, in das mensch sich hineinreklamieren möchte. Nation basiere immer auf Ausschlüssen. Zwei politische Strategien, auf einen Diskurs zu reagieren, in dem Neonazis LGBT-Menschen mit 'nem vagy magyar – du bist nicht ungarisch' beschimpfen. Eine dritte wäre die Emigration.
Die ungarische Nation produziert ihre Figuren 'nationaler Anderer'. Dieser Diskurs macht nicht halt vor der Community und erschwert es, sich zusammen zu tun. Dabei scheint eine Strategie der 'joint forces' doch naheliegend. Auf der Parade fand sich auch eine Gruppe, die sich 'pink Block' nannte. Einer der Slogans: 'Solidarity with Roma-LGBT!' Damit reagierten sie auf einen Vorfall bei einer Festival Party am Vorabend: Drei Roma Transgender Personen wurde der Einlass verweigert. Daraufhin kam es zu einem Streit in der Organisationsgruppe. Die drei Personen kommen angeblich aus Gyöngyöspata und haben dort sowohl die aufmarschierten Bürgerwehrtruppen zu fürchten, also auch von der Roma-Gemeinschaft wenig Unterstützung zu erwarten. Und in der LGBT-Community in Budapest steht ihre Zugehörigkeit ebenfalls zur Debatte.

Unterstützung aus Wien

Um ein solidarisches Zeichen gegen diese Entwicklungen in Ungarn zu setzen, fand sich ein Bündnis (*radicalqueer.blogsport.eu*) zusammen um die ca. 1500, teils internationalen, Pride-Teilnehmer_innen in Budapest zu unterstützen und so nahmen auch ca. 50 Aktivist_innen aus Wien an der Pride teil. Seit die Parade zum Angriffspunkt von rechtsextremen und neonazistischen Gruppen geworden ist, die seit 2007 Teilnehmer_innen physisch angriffen, mit Steinen und Eiern bewarfen und einschüchterten, fahren jedes Jahr Unterstützer_innen aus Wien zur Budapest Pride. Solche Unterstützung ist von den Organisator_innen gern gesehen, denn auch heuer wurde bereits im Vorfeld versucht, die Pride mit Hilfe von fadenscheinigen Vorwänden und Argumenten zu verbieten und die Parade selbst konnte aufgrund der zahlreichen Gegendemonstrant_innen nur durch massives Polizei- und Securityaufgebot und weiträumigen Absperrungen entlang der Route durch Zäune ermöglicht werden. Es kam trotz der guten Stimmung auf der Parade selbst zu Flaschen- und Steinwürfen. Neonazis hatten zudem versucht mit homophoben und antisemitischen Aktionen (gestreckten rechten Armen zum »Hitler-Gruß«, Plakaten, auf denen rosa Winkel mit Galgenstrick und der Text: »So gehört mit Schwulen umgegangen!« (siehe Fotos im Internet – etwa auf radicalqueer.blogsport.eu) zu sehen war, ebenso wie durch verbale Morddrohungen, Drohungen in Form von gestikuliertem Durchschneiden der Kehle) zu provozieren und zu stören. Auf Videos von der Gegendemonstration sind Sprechchöre zu hören: 'Verdreckte Schwuchteln! Verdreckte Juden!'. So sind es mit großer Wahrscheinlichkeit dieselben, die in Romasiedlungen aufmarschieren und die dort lebende Bevölkerung bedrohen, wie zuletzt in Gyöngyöspata.



Angriffe auf die Parade

An einem zentralen Platz (Oktogon) entlang der Route hatten 100 Neonazis einen Durchbruchversuch gestartet, der von der Polizei abgewendet wurde, jedoch zu einer kurzfristigen Routenänderung der Parade führte. Nach Ende der Pride machten sich die Aktivist_innen aus Österreich auf den Weg zum Bus, als ca. 15 Neonazis aus einer Seitenstraße auf sie zu gestürmt kamen. Neben einem Angriff mit einem bestialisch stinkenden Reizspray, der von zwei Frauen durchgeführt wurde, kam es erneut zu verbalen und gestischen Bedrohungen, wie nonverbalen Morddrohungen und Hitlergrüßen durch Mitglieder von »64 Burgkomitate«. Beim Eintreffen der Polizei behaupteten die Neonazis jedoch, sie wären von den LGBTIQ Aktivist_innen angegriffen worden. Diese Umkehrung von Schuld setzt Jobbik systematisch ein, um auch auf juristischem Wege gegen Teilnehmer_innen der Pride vorzugehen. Daraufhin wurden alle Aktivist_innen, die inzwischen in den Bus geflüchtet waren, von der Polizei aus dem Bus gezerrt. Ihnen wurden die Pässe abgenommen und sie wurden anschließend einzeln den Neonazis vorgeführt. Diese identifizierten willkürlich zwei Teilnehmer_innen als vermeintliche Täter_innen, die in weiterer Folge auf eine Polizeistation mitgenommen, in Gefängniszellen gesperrt und angezeigt wurden. Dass es dabei Aktivist_innen traf, die aus Österreich angereist waren, kann als reiner Zufall gesehen werden, da auch andere Teilnehmer_innen der Parade auf dem Heimweg bedroht und eingeschüchtert wurden. Des Weiteren war der Angriff nach weiteren Erkenntnissen eine gut geplante und vorbereitete Aktion. Involviert waren offensichtlich Mitglieder der rechtsextremen Organisation »64 Burgkomitate Jugendbewegung« (HVIM), sowie der Abgeordnete der rechtsextremen ungarischen Partei Jobbik, Gyula Györyg Zagyva, der gleichzeitig auch als Vorsitzender der »Jugendbewegung der 64 Burgkomitate« fungiert und die Anwältin Andrea Borbély Borbély vom Jobbik-Rechtshilfedienst, welche auch die Ungarische Garde vertritt.
Wenngleich die beiden Aktivist_innen wieder frei gelassen wurden, ist bislang noch unklar, ob tatsächlich ein Verfahren gegen sie eingeleitet wird. In jedem Fall zeigt sich jedoch, wie in Budapest von unterschiedlichen Seiten versucht wird, Teilnehmer_innen der Pride zu kriminalisieren und einzuschüchtern und wie notwendig gleichzeitig deren Unterstützung ist. So werden auch wir uns nicht einschüchtern lassen und auch in den nächsten Jahren noch zahlreicher auf der Pride in Budapest vertreten sein.

Judith Goetz ist Literaturwissenschafterin und Politikwissenschafterin, Referentin für feministische Politik der ÖH Bundesvertretung. Mitglied der Redaktion Context XXI, zahlreiche Artikel und Vorträge zu den Themenbereichen Rechtsextremismus, Gedenkpolitik und Gedenkkultur in Österreich sowie zu feministischen/frauenpolitischen Fragestellungen.

Rosemarie Ortner hat vier Jahre in Ungarn verbracht und engagiert sich nun queerfeministisch in Wien.

Tückische Waffen im Klassenkampf von oben

Didi Neidhart über das Buch »Blödmaschinen«, in dem Markus Metz und Georg Seeßlen analysieren, wie in diesen Zeiten Dummheit produziert wird.

Die Feststellung ist nicht gerade neu und auch nicht sonderlich originell. Dass Blödheit medial fabriziert wird, ist seit Erfindung »der Medien« ein beliebter Topos kulturpessimistischer Dystopien. Was wurde da nicht schon alles vorausgesagt. Nicht umsonst gleichen sich die Aufschreie der letzten 50 Jahre immer wieder so sehr. Es reicht, Begriffe wie »Kino«, »Comics«, »Beatmusik«, »Computer«, »Internet«, »Videogames« einfach mal auszutauschen und aktuelle Debatten lesen sich wie solche aus den 1950ern. Dennoch hat sich etwas verschoben, ist es zu Brüchen gekommen, und genau hier setzten Metz und Seeßlen auch an.

Auch sie kämpfen mit dem blöden Gefühl, dass früher einiges besser war (in den Medien, der Politik, im Pop). Wir kennen das selber, wenn es mal wieder um prägende TV-Erfahrungen aus den 1970er und 1980ern geht, weil wir es nicht packen, dass schon damals als verstaubt erachtete TV-Show-Konzepte permanent noch verstaubtere Revivals in der Maske hipper Entertainmentinnovationen erleben. Was ist also anders geworden? Zum einen gab es einen Wechsel vom Industrie- über den Dienstleistungs- bis hin zum aktuellen Finanzkapitalismus mit all seinen Folgen. Zum anderen ergänzen sich der private Mediensektor und der Neoliberalismus aufs vortrefflichste. Gerade im deutschsprachigen Raum treffen diese beiden Aspekte beinahe zeitgleich zusammen. Und das ist kein Zufall. So wie sich der Staat im Sinne von »Privatisierungen« immer mehr aus seiner Verantwortung (kurz: Politik zu machen) zurückzieht, so zieht es die öffentlich-rechtlichen immer mehr zu Programmen, die den privaten Blödmaschinen in nichts nachstehen (und dabei meist noch blöder sind, weil Blödheit irgendwie dann halt doch auch dem Primat einer echt gelebten Blödheit verpflichtet ist).

Bei dieser Sicht der Dinge wird die »freie Meinungsäußerung« (nicht zu vergessen die »Vielfältigkeit der Meinungen« durch möglichst viele Privat-Sender) in der »freien Presse« hauptsächlich vom Staat (Stichwort »gleichgeschaltete Medien«) und einer ominösen »linken Meinungshegemonie« bedroht, wohingegen die quasi zensurfreie Meinungsentfaltung über den freien Markt von durch Inseraten finanzierte Medien garantiert wird.

Aber wie der Gefahr entkommen, angesichts der »Glanzlosigkeit der neoliberalen Kultur«, die von Enzensberger für die 1960er/1970er diagnostizierte »Kleinbürgerhölle« plötzlich in einer Art verzweifelter Retro-Befindlichkeit als doch nicht so schlecht zu hypen? Für Metz und Seeßlen zeigt sich gerade hier die Bruchstelle. Ähnlich wie Diedrich Diederichsen in »Eigenblutdoping« bleibt für sie die »Kleinbürgerhölle« eine Hölle, aber es war (noch) eine Hölle, aus der es Auswege gab. Sie war nicht (wie etwa das, was uns täglich mittels Reality-TV als »Unterschicht« vorgeführt wird) ein Endpunkt. Diese Auswege wurden nicht zuletzt durch »Schmuggelwaren« in den Medien angezeigt (Fernsehspiele, TV-Experimente, TV-Diskussionen mit open end). Und die fehlen – wie auch die ökonomische und soziale Sicherheit – mittlerweile fast gänzlich. Eine Kritik daran ist nicht nur deshalb so kompliziert und komplex, weil die Verflechtungen zwischen Medien und Politik gerade in ihrer blanken Offenheit mittlerweile für so logisch gehalten werden (neoliberale Ökonomie hält sich ja bekanntlich für ein unumstößliches Naturgesetzt) wie die Rede vom Staat, der kein Geld hat, aber für Bankenrettungen dann doch. Das Problem einer (linken) Kritik sind eher die Rückzugsgefechte der »Ideologie der Mitte«, die laut Metz und Seeßlen kulturell zwar eh nichts mehr zu melden hat, deshalb jedoch umso heftiger gegen Intellektuelle und Unterschicht mobilisiert. Exemplarisch dafür stehen konservative PolitikerInnen, die es sich nicht verbeißen können, bei ihren sporadischen Geißelungen des »Scheißprivatfernsehens« im selben Atemzug auch immer wieder die »Intellektuellen Besserwisser« in ihre Schranken weisen zu müssen. Gerade solche »Geschmacksbürger« (speziell wenn sie wütend sind) machen »nicht zuletzt die Kritik an jener Kultur schwer, die zugleich eine Kultur der Unterschicht ist, eine Kultur, die diese Unterschicht erzeugt, und schließlich eine Kultur, die sie verhöhnt.«

»Ökonomisierung/Quantifizierung« – Blödmaschine in Linz

Was ist nun jedoch konkret unter »Blödheit« zu verstehen? Wie mit dem Begriff »Blödheit« überhaupt eine Kritik ausformulieren, die sich nicht als Anti-Blödheit erneut auf den selben Erfahrungshorizont wie das Kritisierte bezieht und auch nicht »die Medien« unisono als blöde begreift. Metz und Seeßlen definieren »Blödheit« als »Dummheit plus 'Benommenheit'«, wobei sich »Dummheit« als ein Nicht-Wissen im Sinne von »Nicht-wissen-Wollen«, »Nicht-gewusst-haben-wollen« manifestiert. Diese Abwesenheit von »Klugheit« (definiert als »Wissen plus Intelligenz«) findet sich nun in den Medien (im Boulevard ebenso wie im »Qualitätsjournalismus«), in Bildungseinrichtungen (hier durch Ökonomisierung/Quantifizierung), der Ökonomie (etwa beim »silly money« des neoliberalen Finanzkapitalismus wie bei der Annahme, die »Wirtschaftswissenschaften« würden zu den »exakten Wissenschaften« gehören) und in der Politik (»Blödheit« als Ziel der postdemokratischen, mediokratischen Ideologie).

In den letzten 20 Jahren hat Blödheit ihren Peinlichkeitsfaktor fast komplett verloren. Statt »Cash from Chaos« gilt »Cash from Stupitity«. »Denken« jenseits des »Markt-Denkens« ist etwas für das intellektuelle Lumpenproletariat, das sich dem »Wissensmanagement« verweigert und das vielleicht gerade noch als »fast beliebig zu manipulierendes und auszubeutendes globales intellektuelles Proletariat – und Subproletariat« der »Entrechtung der Kreativen« durch die Cultural Industries zuspielt. Denn auch »die Klugen« sind schon lange nicht mehr »die Guten«, auch weil Bildung immer »dümmer« wird und der Bluff so lange zum guten Ton, zur Eintrittskarte in die (politische) Promi-Society gehört, bis das Plagiat auffliegt.
Deshalb muss »Dummheit als Ideologie« auch als »Klassenkampf von oben« betrachtet werden.
»Die Blödmaschine ist eine besonders tückische Waffe im Klassenkampf von oben geworden. Sie erzeugt zugleich, was sie bekämpft, sie bestraft, was es ohne sie in dieser Form womöglich gar nicht gäbe.« Erzeugt wird eine »Unterschicht«, die entsprechend des neoliberalen Dogmas der Ich-AGs, nie ein »Klassenschicksal«, sondern immer nur ein »Einzelschicksal« vor Augen hat (im privaten Umfeld wie in den Reality-Shows). Wer es nicht schafft – und das postulieren die »Medien der Entwürdigung« tagtäglich – ist »selber schuld«. Wie soll sich denn auch ein Subjekt gut fühlen, wenn es scheinbar selbst dafür zu blöde ist, in die Riege der »besonders talentfreien Selbstüberschätzer« einer x-beliebigen Casting/Reality-Show zu kommen?

Speziell in Österreich adelt Dummheit. Ebenso »too small to do good doping« (weshalb nur »bad doping« betrieben werden kann), wie human im Umgang mit Gesetzesverstößen falls von den Gesetzen, gegen die verstoßen wurde, zum Zeitpunkt der Tat nicht gewusst werden konnte, dass es sie gibt (Dörfler). Deshalb kann ein Uwe Scheuch nach dem Gerichtstermin und vor einem Interview »als Promi« beim Beach Volleyball-Turnier locker sagen: »Ich würde von jedem anderen den Rücktritt verlangen, ist doch klar! Das ist eben das politische Spiel.«
In den und durch die (privaten) TV-Blödmaschinen hat sich das Verhältnis von Promis zu PolitikerInnen dahingehend verlagert, dass erstere nun Politik gestalten, während hingegen zweitere alles tun, damit Politik endlich zu einem Ende kommt (Wahlen werden schon lange eher durch Auftritte in Society-Formaten gewonnen). Was sie jedoch eint, ist nicht zuletzt die Frage, womit die denn eigentlich nun ihr Geld verdienen.

Das Erschreckende an einem Buch wie »Blödmaschinen« ist dann auch, dass selbst die polemischsten darin getätigten Äußerungen (Denken und Theoretisieren soll ja auch Spaß machen), immer noch der Medienwirklichkeit hinterherhinken.
Dazu nur zwei Beispiele: Nachdem in Fukushima der erste Reaktor in die Luft geflogen war, konnte ein »Experte« allen Ernstes minutenlang davon quasseln, dass es sich dabei aller Wahrscheinlichkeit nach möglicherweise auch um eine »kontrollierte Explosion« gehandelt haben könnte. Weder explodierte der Experte daraufhin, noch wurde er in seiner »freien Meinungsäußerung« eingeschränkt.
Als in der Woche, in der die Praktiken der britischen Murdoch-Presse (angezapfte und abgehörte Telefone von Promis, PolitikerInnen und Hinterbliebenen von Terroropfern) immer mehr ans Tageslicht kamen, dieses Thema durch die Terroranschläge in Norwegen aus den Headlines verdrängt wurde, starb bekanntlich auch Amy Winehouse, woraufhin sich im TV diverse LondonkorrespondentInnen in Ermangelung eigener Informationen doch wirklich auf »die wie immer in solchen Sachen bestens informierte britische Presse« bezogen, um von Sex & Drugs und »Soul-Legende« daherzufaseln.

Auch wenn die Autoren verhalten optimistisch mit dem Satz »alles, was man denken kann, kann man auch ändern« schließen, so bleibt doch mindestens eine Frage offen: Was, wenn das Denken der Blödmaschinen darüber hinaus geht?

Markus Metz, Georg Seeßlen: Blödmaschinen. Die Fabrikation der Stupidität, edition suhrkamp 2011, 782 S., EUR 25,00.-

Islamneid

Stephan Grigat über den Attentäter von Oslo und was die rechten Fremdenfeinde umtreibt.

Für Verfechter des Kampfbegriffs »Islamophobie«, der im Rahmen einer Immunisierungsstrategie gegen Kritik in den letzten Jahren Karriere gemacht hat, wurde durch das Massaker von Oslo endgültig bewiesen, dass der traditionelle Antisemitismus durch einen Hass auf den Islam abgelöst worden sei. Immer wieder kann man in der Debatte über den norwegischen Attentäter Anders Behring Breivik hören, es handele sich bei ihm um einen neuen Typus des Rechtsextremisten: Der Massenmörder von Oslo sei kein Antisemit. Eric Frey beispielsweise hat diese Behauptung Anfang August im Standard formuliert. Doch schon ein flüchtiger Blick in Breiviks irres »Manifest« könnte einen eines Besseren belehren. Weder erteilt der Attentäter dem Antisemitismus eine Absage, noch stürzt er sich in blindem Hass auf den Islam.

Wie anders als einen Antisemiten soll man jemanden nennen, der von einer »antieuropäischen Holocaust-Religion« faselt, die überwunden werden müsse, und den USA attestiert, sie hätten angesichts von »über 6 Millionen Juden« ein »beachtliches jüdisches Problem«? Was soll man von jemandem halten, der in Westeuropa nur deswegen kein »jüdisches Problem« sieht, weil die dortigen jüdischen Gemeinden ausgesprochen klein seien? Einmal abgesehen von Frankreich und Großbritannien, wo, wie der Statistikfan Breivik referiert, 800.000 Juden und Jüdinnen leben, was eben doch wieder ein »jüdisches Problem« hervorrufe. Wohl nur auf Grund der geringen Zahl von Juden und Jüdinnen in Europa will Breivik »nicht den gleichen Fehler wie die NSDAP« machen. Für das assimilierte, zahlenmäßig bedeutendere US-amerikanische Judentum sieht der Massenmörder die Sache aber offensichtlich doch wieder ganz anders.

Dass auch Antisemiten sich beizeiten Israel an den Hals schmeißen, ist keineswegs neu (wobei Breivik auch hier fein säuberlich zwischen jenen jüdischen Israelis unterscheidet, die ihm als Bündnispartner gelten und jener wohl überwiegenden Mehrheit, die allein schon aufgrund ihres »Multikulturalismus« letztlich aus der Welt geschafft werden müssen). Solche Leute solidarisieren sich mit Israel in aller Regel jedoch nur als Bündnispartner im Abwehrkampf, den das »Abendland« (ein Begriff, der stets auch von den heimischen Kulturkämpfern gegen jenen des »Westens« in Anschlag gebracht wird) gegen die antisemitische Konkurrenz des Islam zu führen habe.

Auffällig ist, dass der abgrundtiefe Hass von Breivik auf emanzipierte Frauen, der neben der Kampfansage an Moslems zu den wenigen Dingen gehört, die in seinem wirren Manifest einigermaßen konsequent durchgehalten werden, in der Berichterstattung kaum eine Rolle spielt. Würde man ihm mehr Beachtung schenken, wäre wohl die Gefahr zu groß, auf die doch offensichtlichen Parallelen zwischen Breiviks Weltsicht und jener keineswegs nur des jihadistischen, sondern auch des orthodox-konservativen Mainstreamislams zu stoßen. Breiviks Hass auf Muslime ist offenbar Ausdruck eines unbändigen Neids auf eine Gemeinschaft, in der repressive Familienstrukturen noch etwas zählen und Frauen wenig zu melden haben.

Ganz so wie die fremdenfeindlichen Parteien in Europa hasst Breivik Moslems, die sich auf dem Kontinent niedergelassen haben. Dem Islam jedoch kann er einiges abgewinnen. Dementsprechend wendet er sich auch keineswegs grundsätzlich gegen ihn. Er müsse zwar aus Europa herausgehalten werden, komme ansonsten aber durchaus als Bündnispartner im Kampf gegen die »US/EU-Globalisten« in Frage. Selbst die Errichtung eines von »frommen Muslimen geführten Kalifats im Nahen und Mittleren Osten« hält Breivik in seinem »Manifest« unter bestimmten Umständen für ein unterstützenswertes Projekt, was insbesondere angesichts seiner ausgeprägten Misogynie überhaupt nicht verwunderlich ist. Umso bemerkenswerter, dass seine Spekulationen über den Islam als potenziellen Partner in der bisherigen Diskussion über die Anschläge von Oslo kaum zur Kenntnis genommen werden.



»Giftfraß«, der die inneren Organe und das Gehirn des deutschen Volkskörpers angreifen sollte.

Breivik ist ein Antisemit im Zeitalter der Konkurrenz zwischen abendländischem Vernichtungswahn und islamischem Jihadismus. Doch davon muss in der Debatte über das Osloer Attentat und die Transformationen im europäischen Rechtsradikalismus schon deswegen zwanghaft abstrahiert werden, um sich ja nicht die offenbar ungemein attraktive Gelegenheit entgehen zu lassen, kryptonazistische Moslemhasser mit liberalen und linken Islamkritikern in einen Topf zu schmeißen. Der Versuch, linke und liberale Kritiker des Islams in die Nähe von Breiviks eklektizistischen Irrsinn zu rücken oder ihnen gar eine Mitverantwortung für sein Massaker zu attestieren, was hierzulande mit Inbrunst von Robert Misik betrieben wird, stellt nichts anderes als ein durchschaubares Manöver dar, mit dem jegliche Kritik an der islamischen Menschenzurichtung unter Rassismusverdacht gestellt werden soll. Sich über die geistige Nähe von Neonazis und den eingeborenen postnazistischen Erben der NSDAP zu Breivik Gedanken zu machen, ist hingegen alles andere als abwegig. Der Massenmörder teilt mit ihnen keineswegs nur den Antisemitismus, sondern auch jene Mischung aus Hass auf und Neid gegenüber dem Islam, die ohne eine gewisse Bewunderung nicht auskommt. Dieses ambivalente Verhältnis der heimischen Fremdenfeinde hat Gerhard Scheit treffend auf den Punkt gebracht: »Beneidet wird, dass der Islam verwirklicht, wozu man selbst nicht imstande ist oder woran man relativ erfolgreich gehindert wird; dass diese Religion gemeinschaftsbildend im politischen Sinn ist; dass der gläubige Muslim seinen Status als Überflüssiger auf dem Arbeitsmarkt nicht nur so gut erträgt, sondern daraus Stolz und Würde, und, in Gestalt des jihadistischen Kollektivs, Kampfgeist gegen einen Feind gewinnt, den man als Hirngespinst mit den Jihadisten durchaus gemeinsam hat, nämlich die isoliert betrachtete, abstrakte Seite des Kapitals, in dieser oder anderer Form auf die Juden projiziert, die alle Gemeinschaften zersetzten. So ist aber der als Hass hervortretende Neid auf den Islam letztlich nur von dessen eigenem antisemitischen Potential aus zu verstehen. Die Muslime stellen für den Antisemiten des Abendlands nämlich eine einzige große narzisstische Kränkung dar, wie sie keine andere der von ihm sonst noch verachteten und physisch bedrohten Gruppen von Immigranten bereithält.«

Rechte Fremdenfeinde nehmen jede neue Dönerbude in ihrer Wohngegend als existenzielle Bedrohung wahr, dem islamischen Furor im Orient können sie aber kaum anders als durch ehrerbietende Anerkennung begegnen, weshalb sie auch auf Kritik beispielsweise am iranischen Regime ausgesprochen allergisch reagieren. Ihr Ziel ist die Verwirklichung einer zur Gemeinschaft formierten Gesellschaft, die Materialismus und Individualismus entsagen soll, worin erschreckenderweise auch gar nicht wenige Linke eine ausgesprochen ansprechende Perspektive sehen. Bei den Vordenkern und Praktikern einer kommunitaristischen islamischen Elendsverwaltung lassen sich zahlreiche Anregungen finden, wie solch eine Horrorvorstellung von menschlichem Zusammenleben organisiert werden kann.

Mit den deutschen und österreichischen Nachlassverwaltern der Nazi-Ideologie teilt Breivik aber nicht nur den Neid gegenüber der gemeinschaftsstiftenden Kraft des Islam, sondern auch den Hass auf die »Frankfurter Schule«, also jene Kritische Theorie von Theodor W. Adorno, Max Horkheimer und Herbert Marcuse, auf die sich der Autor der »Europäischen Unabhängigkeitserklärung« gleich auf den ersten Seiten seines Konvoluts einschießt. Breivik sieht alles Unglück dieser Welt von »Kulturmarxisten« verursacht, die sich von der Kritischen Theorie der vor dem Nationalsozialismus in die USA geflohenen Gesellschaftskritiker hätten inspirieren lassen. Es ist keine allzu neue Erkenntnis, dass der Hass auf die Kritische Theorie ganz so wie jener auf die Psychoanalyse Ausdruck eines Antisemitismus ist, der sich jede Form von individueller und gesellschaftskritischer Selbstreflexion panisch um sich schlagend vom Leib halten muss. In Deutschland verbreitete die NPD in ihrer Monatszeitschrift schon vor Jahren, dass es sich bei der Kritischen Theorie um einen »Giftfraß« handelt, »der die inneren Organe und das Gehirn des deutschen Volkskörpers angreifen sollte.« Adornos »Studien zum autoritären Charakter«, die Breivik als eine Art Handbuch zur Zerstörung des abendländischen Erbes in Europa sieht, bezeichnete der NPD-Vordenker Norbert Gansel als Vorbild für die US-amerikanischen Reeducationversuche im postnazistischen Deutschland, die von Adorno motiviert gewesen seien, der bei den deutschen Nazis ganz im Sinne Breiviks als »geistiger Giftpilz der Gemeinschaftszersetzung« firmiert. Und in Österreich hatten Burschenschaftler und Freiheitliche vor einigen Jahren der Kritischen Theorie ein ganzes Symposium unter dem ernst gemeinten Titel »Frankfurter Schule – die 9. Todsünde« gewidmet, auf dem über jene »zersetzende Wirkung« von Adorno, Horkheimer und Marcuse referiert wurde, die auch der norwegische Massenmörder beklagt.

Eben diese »zersetzende« Kritik in der Tradition von Adorno ist es, die auch heute die besten Waffen bietet gegen abendländischen Wahn und islamischen Jihad, gegen linke Islamapologeten und rechte Fremdenfeinde.

Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft an der Universität Wien und Mitherausgeber von »Iran im Weltsystem. Bündnisse des Regimes und Perspektiven der Freiheitsbewegung«. (Studienverlag 2010).

Lieber im Konzert als auf Vernissagen

Emil Rabe sprach mit dem in Linz aufgewachsenen, nun in Wien lebenden Künstler Adam Bota über seine Malerei, Musik und den Underground.



»Bruch«, 2009, Öl auf Leinwand, 145 x 160 cm



»Rast«, 2009, Öl auf Leinwand

Seine früheren Arbeiten waren von einem gegenständlich-figurativen Stil geprägt. In den letzten Jahren ist in Adam Botas Arbeiten hingegen eine zunehmende Abstrahierung zu sehen. Seine wiederkehrenden Themen sind Gewalt, Körper, Sex, gescheiterte Existenzen und der ganz normale Wahnsinn. Gegenwärtig werden seine Bilder in der Galerie Wolfsen in Dänemark ausgestellt. Kommende Projekte sind »Untitled« – Biennale in Istanbul und die Nordic Art Fair in Kopenhagen.

Seit 2009 arbeitest Du an Deiner neuen Serie Sekundenschlaf, die sich doch merklich von Deinen früheren Arbeiten unterscheidet.

Ich male intensiv, seit 10 Jahren fast jeden Tag. Dabei bearbeite ich oft jahrelang ein Hauptthema oder eine Serie. Alle 2-4 Jahre vollziehe ich dann eine künstlerischer Häutung. Es ist als würde ich auf einen Zug aufspringen, den ich Wagon für Wagon, Kabine für Kabine durchschreiten muss. Ich sehe, dass es hier etwas zu entdecken gibt und verlasse die alten Pfade. Die alten Sachen nehme ich dabei mit und komme nicht komplett neu in die Welt – das wäre ohnehin nicht möglich. *Sekundenschlaf* war der Beginn einer neuerlichen Häutung.

Bei einem der ersten Bilder der Serie, sieht man einen in einer Couch versunkenen Mann.

In einem Wiener Café entdeckte ich zufällig diesen alten, verwirrten und seiner Erscheinung nach gebrochenen Mann. Er gehört sozusagen zum Inventar, sitzt fast immer an der gleichen Stelle und wird von den Besuchern des Cafés kaum noch beachtet. Wenn im Lokal Party gefeiert und es eng wurde, stiegen die Leute über ihn hinweg, als wäre er nicht existent. Einmal saß er auf der Couch und erwachte alle paar Minuten aus einem Delirium, um mit sich selbst oder mit der Luft zu sprechen. Dieser Mann, diese Figur faszinierte mich. Ich beobachtete ihn mehrere Monate und begann, ihn mit dem Handy zu fotografieren. Dabei entdeckte ich durch Zufall, dass sich die Bilder auf dem Handy, im Halbdunkeln fotografiert, *aufpixeln*. Im Gegensatz zu digitalen Kameras werden die Fotos nicht unscharf, sondern stärker gerastert. Als ich dann die Bilder studierte, wurde ich auf eine neue malerische Qualität und ein Potenzial gestoßen. Ich wusste sofort: hier ist meine neue Serie. Das war der Ausgangspunkt von *Sekundenschlaf* mit diesem Mann als Hauptfigur.

Auffällig bei Deiner neuen Serie sind die verschwindenden Konturen. Die Gesichter der Figuren verschwinden in den Schatten.

Der malerische Prozess beginnt bereits beim Fotografieren. Durch Änderung der Einstellungen, der Lichtverhältnisse, heranzoomen des Objekts, etc. beeinflusse ich die Pixelmatrix. Beim Malen begann ich diesen Prozess der Auflösung weiterzuführen und auszubauen. Auf dem Bild verwächst der Mann, seine Kleidung mit dem Sofa, der Umgebung und der Luft. Objekte und Gegenstände lösen sich auf und fließen ineinander.



»Stammgast«, 2010, Öl auf Leinwand, 115 x 135 cm

Vereinsamte und isolierte Menschen, die sich nicht allein in Deinen Bildern, sondern auch in Wirklichkeit auflösen?

Ja, aber das ist nicht der springende Punkt. Das Objekt, dieser Mann war als Ausgangspunkt der Serie extrem wichtig, aber während der Arbeit an dem Bild geraten das Thema und der Gegenstand immer mehr in den Hintergrund, der Inhalt verschwindet für mich. Das Objekt wird dann nur gebraucht, um an Farbkompositionen, Gestalten, Perspektiven, Lichtverhältnissen und dieser *Auflösungsprozedur* zu arbeiten. Die Fragen zum Inhalt tauchen dann meist erst im Endstadium der Produktion eines Bildes wieder auf. Die Bilder sagen mir dann manchmal, was ich geschaffen habe, was Sache ist. Bei der Interpretation eines Bildes kann auch das Urteil eines Betrachters wertvoll sein.

Du hast auch in zwei Hardcore-Bands, Dollsteak und Can I Trash Can gespielt. Was für einen Einfluss hat die Musik auf die Malerei?

Die Bands haben sich schon lange aufgelöst und ich war lange nicht mehr auf der Bühne. Aber ich schreibe noch immer Songs und will nach wie vor sowohl als Maler als auch als Musiker tätig sein. Die Underground-Musik-Szene in Linz, KAPU und Stadtwerkstatt haben mich sehr geprägt und heute höre ich, ganz im Gegensatz zum Klischee des Elektro-Pop lauschenden Malers, weiterhin Heavy-Metal, Hardcore und (Punk)rock. Die Atmosphäre auf Konzerten und in den Klubs, diese romantische outsider-Gemeinschaft hat mich fasziniert, weil ich mich ähnlich außerhalb der *normalen* Gesellschaft stehend empfand. Was sich für mich bis heute nicht geändert hat. Auf die Malerei hatten Underground und Musik keinen direkten Einfluss, aber sie formten meine Persönlichkeit. Hier sind meine Wurzeln und das bestimmt unweigerlich meine Art zu malen. Ich gehe bis heute lieber auf ein Konzert als auf eine Vernissage.

Verklärst Du damit nicht die Underground-Szene? Zeichnen sich nicht auch politische Subkulturen durch Gemeinschaftsidentität und ideologische Scheuklappen aus?

Die Menschen in der Szene leben freilich auch selbst in einem Klischee. Die romantische Gemeinschaft, das *wir-halten-zusammen* ist eine Illusion. Es gibt hier genauso Leute, die sich seit 15 Jahren kennen und eigentlich kein Wort miteinander gesprochen haben. Ich habe versucht mich von den negativen Aspekten fernzuhalten. Ich war eher ein Beobachter, eine Figur am Rande. Ich habe mich involviert, aber ich war kein Mitläufer oder Aktivist. Die politischen Konzepte empfand ich bereits damals als unkonkrete, hitzige Auflehnung ohne Ziel. Es war dennoch eine Einstiegsdroge für ein Leben, indem man Dinge nicht einfach kommentarlos hinnimmt, sondern hinterfragt. Ideale können auch in eine falsche Richtung treiben, man muss sich von ihnen emanzipieren.

Wie geht es mit Sekundenschlaf weiter?

Gedanklich habe ich mit der Serie bereits abgeschlossen. Ich befinde mich in einer Übergangsphase und versuche meinen Fundus an Ideen und Eindrücken zu ordnen und zu reflektieren. Dabei muss ich natürlich viel experimentieren und einfach ausprobieren. Ich muss entscheiden, welche Idee es wert ist ausgearbeitet zu werden.

http://www.adambota.com/

Mythos Medienkunst

Wie ein Mythos eine Stadt und die Stadtwerkstatt prägte. Von *Franz Xaver*.

Die »ars electronica« und die Klangwolke, die vor 35 Jahren in einem eher psychodelischen Ansatz erfunden wurden, stehen heute für das Image der Stadt Linz. Über blinkende Hausfassaden und eine »ars electronica«, die eher einem Jahrmarkt gleicht, wird das Image einer Kunst-, Kultur- und Technologiestadt aufrecht gehalten. Inhaltliche Fragen und der experimentelle Charakter der Kunstwerke werden immer mehr in universitäre, multinationale Einrichtungen oder private Unternehmen ausgelagert, um sich in diesen konstruierten Systemen selbst zu bestätigen. Dadurch wird eine kritische Auseinandersetzung mit den neuen Medien in dieser Stadt kaum mehr möglich.
»Medienkunst« als Genre wurde zu einem Begriff, den fast alle KünstlerInnen, die bereits in dieser Interviewserie gefragt wurden, ablehnen. Aber die BesucherInnen und KünstlerInnen kommen doch noch zur »ars electronica« nach Linz, alles verschiebt sich zwar in Richtung Mainstream, die vielen blinkenden Lichter jedoch signalisieren immer noch Reichtum, und so manche Hoffnung keimt auf, sich von diesem Reichtum doch noch ein Scheibchen abschneiden zu können. Zum Dialog mit der heimischen Kunstszene sei anzumerken: KünstlerInnen bei der letztjährigen »ars electronica« mussten schon ihre ÖAMTC Clubkarte rausholen, um eine Ermäßigung zu erwirken (was mich ja köstlich amüsierte).

Aber die Medienkunst prägte nicht nur die Stadt Linz, sondern auch die Stadtwerkstatt. In dieser Richtung arbeiteten in der STWST u.a. Tomi Lehner, Gabi Kepplinger und Georg Ritter. Im Gegensatz zur Stadt Linz, die über Jahrzehnte eine Linie der »zukunftsweisenden neuen Medien« verfolgt, war die Stadtwerkstatt immer ein Ort der kritischen Betrachtung, des Experiments, der Forschung und der Erneuerung. Dieser Dialog trieb während des Zeitalters dieser Medienkunst seine Äste, »Radio Fro« und »servus.at« entstanden im Haus Kirchengasse 4. Die Stadtwerkstatt ist kleiner und flexibler und tut sich bei einer kritischen Betrachtung natürlich leichter.
Nicht nur die Stadt Linz mit ihrem »Museum der Zukunft« hat durch die Unschärfe des Begriffs »Medienkunst« ihre Probleme. Auch in den Universitäten, bei verschiedensten Künstlerorganisationen und EinzelkämpferInnen zeigen sich bereits entgegengesetzte Positionen.

Die Medienkunst war auch für die Stadtwerkstatt ein harter Brocken. Eine wichtige Komponente war sicher die Komplexität des Internets, das sich Mitte der 90er Jahre breit gemacht hat. Eine weitere Komponente liegt aber sicher auch in den älter werdenden Akteuren, bei denen das gute alte analoge Zeitalter und die Geschichte der Medienkunst nicht spurlos vorübergegangen sind. Noch heute trauern Personen im STWST-Umfeld und der Politik um die Großprojekte von Stwst-TV.
Gerade im Zeitalter, in dem von der Politik die Direktive »Kunst muss Massenkompatibel werden« ausgegeben wird, und die Ausstellungen nicht groß genug sein können, würden sich die alten Stwst-TV Projekte gut einreihen. Aber meine lieben Leute, seht es endlich ein, die Zeiten haben sich geändert, mit dem Internet haben sich die Werte gedreht. Diese Zeiten sind vorbei. Und wenn Ihr das nicht begreifen wollt, wird Euch die Realität einholen (siehe Systemkrise, die bis in die Finanzstruktur der Stadt Linz geht).

Ohne kontinuierliche Hinterfragung der Systeme werden die blinkenden Lichter einer ganzen Stadt auch rasch wieder verlöschen.

In unserer Interviewreihe mit Personen, die sich vor dem Zeitalter des Internets mit Kunst und den neuen Medien beschäftigten, zeichnet sich ein immer schärferes Bild des »Mythos Medienkunst« ab – diesmal ist mein Gesprächspartner Georg Ritter.

Versorgerin: Hallo Georg. Ich hab es bis jetzt vermieden, Linzer KünstlerInnen zu befragen. Es geht bei der Interviewreihe um die Zeit Anfang der 80er Jahre bis Mitte der 90er Jahre. Viele KünstlerInnen, die ich befragt habe, erlebten in dieser Zeit eine Aufbruchsstimmung. Der Computer war ein neues Medium, und es gab vieles zu probieren. Dadurch entstanden viele Labore und Experimentierfelder.

Mitte der 90er Jahre legte sich diese Euphorie. Es kommt mir so vor, als ob sich mit Aufkommen des Internets die Kunstszene (vor allem die Medienkunstszene) geerdet hat. Wie hast du diese Zeit erlebt?

Georg Ritter: Inwieweit man von Euphorie sprechen kann, sei dahingestellt. Fakt ist aber, dass sich die Arbeitsbedingungen massiv verändert haben. Wir, die zuvor meist rumgeschleppt haben, landeten am Schreibtisch vor dem Bildschirm. Und der Besen wurde mit der Tastatur getauscht. In den 80er Jahren war der Hof der Stadtwerkstatt in der Friedhofstraße ein Sammelplatz, ein Lager für Sperrgut, das war gleichzeitig auch Ressource für Installationen und Kulisse für die Stadtwerkstatt-Bühne, und diente für filmische und musikalische Prozesse. Die eingesetzte Technik S8, später dann mit Video Betamax und VHS, oder später auch Umatic-Lowband, im Audiobereich wurde meist mit Kassettendecks gearbeitet, wobei der Löschkopf zugeklebt wurde, um ein mehrkanaliges Arrangement zu bewerkstelligen. In den 90ern sind dann alle hinter dem Bildschirm geklebt und haben kaum aufgesehen, wenn jemand den Raum betreten hat.

Versorgerin: Also die Technologie wurde ein Teil der künstleri-



schen Arbeit. Vorhandene Technologien wurden also nicht einfach übernommen, sondern von den KünstlerInnen zuerst analysiert, um dann vielleicht in modifizierter Form neue künstlerische Möglichkeiten zu schaffen.
Wurde der Eingriff in die Technologie nicht dadurch ein Teil des Werkes? Ich erinnere mich, dass damals viele KünstlerInnen ein/e TechnikerIn »bei Fuß« hatten, um »kreative Technologie« mit einzubinden.
Dadurch stellt sich natürlich die Frage, wie weit kann und sollen sich KünstlerInnen auf Technologien einlassen?

Georg Ritter: Was die Technologie betrifft, so ist sie immer Teil der künstlerischen Produktion bei der Herstellung von Form. Nicht nur für uns war die Frage nach den Produktionsmitteln unmittelbare Angelegenheit der Kunst und Kulturarbeit der Stadtwerkstatt. Der Begriff »das Medium is the Message« schwebte wie ein Wolke in und über unseren Köpfen. Es genügte nicht nur Pinsel und Farbe, sondern die Frage nach der Verfügbarkeit der Werkzeuge spezieller zeitbasierter Medien spielte eine bedeutende Rolle in unseren Diskursen. So konnte einerseits das Prozesshafte und das Situationistische, also der Moment, auf die Situation zu reagieren, besser dokumentiert werden. Anderseits konnte auch der Dialog, der Moment der Interaktion mit den BenutzerInnen des Systems Stadtwerkstatt und das Verständnis zum Begriff des Öffentlichen Raums mit den »neuen Technologien« in Angriff genommen werden. Was unser Selbstverständnis angeht, so waren wir weniger Lab oder experimentell, wir verstanden uns mehr als Initiative zur Anstiftung zur Initiative. Wir wollten, dass sich die Menschen emanzipieren, selber aktiv werden, und ihre Sachen und Anliegen selbst in die Hand nehmen. Natürlich sind bei den immer komplexer werdenden Produktionen von Stwst-TV und Stwst-Telepräsenz TechnikerInnen involviert gewesen, aber das finde ich weniger problematisch. Natürlich kann ich, wenn ich es darauf anlege, alles selber machen, zum Beispiel ein Haus bauen, wie auch immer es ausschauen und funktionieren mag. Aber der Austausch und Einsatz von Techniken und Technik bleibt unbenommen. Da gibt es natürlich immer ein Eigenleben der Technik, aber wenn die Idee klar ist, dann ist die Technik das Mittel, die Idee umzusetzen.

Versorgerin: Ich habe die Zeit damals miterlebt. Stwst-TV war ein Ergebnis aus einem Dialog. Neben dem Ansatz »Anstiftung zur zu Initiative« gab es auch noch andere Positionierungen. Damals sind auch die beiden heute noch aktiven Vereine – FRO und SERVUS – entstanden. Aber die Geschichte der STWST soll hier nicht das Thema sein. Wichtig sind die Ursachen, warum sich mit Aufkommen des Internets alles änderte. Ich bin ja der Meinung, dass einige Forderungen der Medienkunst mit dem Internet eingelöst wurden. Bezüglich der Telepräsenz wurde jeder Benutzer mit dem Netz auch gleichzeitig zum Sender. Dies endete teilweise in exzessiven Chats. Ich kann mich an den Chat-Kanal Schlonz erinnern, der von der Stadtwerkstatt und dem Futurelab betrieben wurde. Bei mir waren es teilweise auch noch exzessive Mailkontakte (mit bis zu 2000 geschrieben Mails pro Tag). Ein Seelenstriptease der Sonderklasse, eine direkte Kommunikation, bei der alle Sinnesorgane ausgeschaltet wurden. Wurden vielleicht durch diese Situation die herkömmlichen künstlerische Ausdrucksformen »ad absurdum« geführt?



Georg Ritter: Das Internet hat vieles eingelöst, was an Ansprüchen und Forderungen im Raum stand. Im Happening-Verständnis von Stadtwerkstatt ging es um multimediale, nicht hierachische Begegnungen und Ereignisse, bei denen alle Beteiligten die Option haben sollten, sich einbringen zu können. Es gab mannigfaltige Bemühungen von verschiedenster Seite, solche Kommunikationssitua-tionen herzustellen, aber oft war der Anspruch höher, als das, was eingelöst worden ist. Im Falle von Stwst-TV konnte man faktisch nur über Telefon von Außen das Geschehen mitgestalten. Van Gogh TV »Piazza Virtuale« versuchte möglichst auch Bilder per Fax und PC zu integrieren. Was da nachträglich so auffällt, ist, dass damals zwangsläufig das »Hier und Jetzt« von enormer Bedeutung war, was ja mit dem Internet jetzt anders läuft. Ich kann mich in Prozessen beteiligen, aber teile mir das nach meiner eigenen Zeit ein. Der Prozess ist also fließend geworden, nicht mehr bedingt von einem zeitlich vorgegebenen Rahmen, wie bei den diversen Versuchanordnungen, bei den diversen Ars-Projekten.
Wir hatten also nur temporär die Möglichkeit, solche Situationen herzustellen, die jetzt rund um die Uhr im Netz stattfinden. Was die herkömmlichen Ausdruckformen betrifft, bin ich mir nicht sicher, ob sie ad absurdum geführt sind. Der Wandel in der Wahl der Mittel ist schon früher mit Ready Made und erweitertem Kunstbegriff eingeleitet worden.

Ich denke aber insgesamt hat nicht das Internet die Träume und Hoffnungen platzen lassen, sondern die ökomonische Realität und die Komplexität virtueller Strukturen. Im Umbruch in den 90er Jahren haben sich letzendlich all die durch enorme Kraftanstrengung geschaffenen intermedialen Labore vor allem wegen finanziellen Problemen mehr oder weniger aufgelöst. Sei es Stwst-TV und Stwst-Telepräsenz, Van Gogh TV, die ja mit der »Worlds Within« interaktive Multiuserwelten mit eigenen Client/Server geschaffen hatten, oder auch Kunstlabor. Time's up konnte sich am ehesten bis heute darüber retten.

Die Grätsche, TechnikerInnen in künstlerische Prozesse längerfristig einzubinden, lässt sich kaum durchsetzen. Siehe Futurlab im AEC, das ja hauptsächlich als Dienstleister in der Präsentationsarchitektur mehr oder weniger als Schnittstelle zwischen Wirtschaft und Museum agiert, das hat sich schon lange von der Kunst verabschiedet. Wie schwierig der gesamte Sachverhalt ist, lässt sich auch im Bezug auf die Archive festmachen. Selbst im noch überschaubaren Bereich des Videos lottern irgendwo völlig unaufgearbeitet die Videokassetten in all den unterschiedlichen Formaten rum. Also ich glaube, diese Problematik hängt gar nicht so sehr vom Internet ab, obwohl sich ja dort digitale Inhalte vermeintlich leicht archivieren lassen müssten. Da braucht es aber immer einen starken instititionellen Rahmen. Selbst das AEC
ist mit dem LBI (Ludwig Bolzmann Institut) mit der Aufarbeitung der Geschichte des AECs gescheitert.

Als Output dieser Vorgänge hat sich Stadtwerkstatt in den Angewandten Bereich transformiert und hat in den 90ern das freie Radio Fro und den Kunst- und Kulturserver Servus.at mitaufgebaut. Die Ära der Medienkunstprojekte hat sich dann noch bis in die 2000er Jahre unter anderem mit »fore - golf egoshooter« noch halten können. Interessant ist auch der Umstand für mich, dass ich mich sozusagen zur Zeichnung zurückgezogen habe. Mehrfach das Gegenteil von virtueller Realität. Ein einfaches Medium, ein Blatt Papier und ein Stift.

ALTMEISTER TOMMY LEHNER SERVIERT SPEZIALITÄTEN VOM GRILL

Videos auf schwimmender Leinwand Musik Experiment

4. - 6. September ab 20.00 Uhr an der Donaulände der Stadtwerkstatt bei Schönwetter

Schwimmend sich vernetzen, um sich zu lösen

Wiltrud Hackl über das FLOATING VILLAGE, das im September an der Lände der Stadtwerkstatt zu sehen ist.

Der Künstler Leo Schatzl hat während seiner einsemestrigen Lehrtätigkeit 2010 an der Kunstuni Linz / Experimentelle Gestaltung das Thema »Wasserflächen als öffentlicher Raum« aufbereitet. Gemündet hat diese theoretische Auseinandersetzung nun in einem langfristig angelegten Projekt, das hier zu einem ersten Abschluss kommt: fast organische Einheiten, die sich auf dem Wasser fortbewegen, verbinden oder lösen. Objekte, die miteinander die metaphorische Struktur eines Dorfes – eines Floating Village – bilden.

Nicht vordergründig, so Leo Schatzl, sei es um Kunst am Wasser gegangen. Vielmehr um ein Experiment, aus gefundenem oder im Altstoffsammelzentrum erstandenem Müll fast organische Teile zu bauen, die sich einzeln aber auch miteinander am Wasser fortbewegen. Ein Floating Village also – ein fließendes Dorf. Der Begriff Dorf als Synonym für eine kleine gesellschaftspolitische Einheit, an die man andocken kann wenn man will, von der man sich aber auch lösen kann, wenn Bedarf daran besteht. Dorf aber auch als politische Realität, die aufgrund ihrer Autarkie schwer ökonomisierbar und schwer kontrollierbar ist. Was bei Floating Village umso deutlicher wird, wenn sich das Dorf am Wasser errichtet – die einzelnen Teile spontan sich verbinden, sich wieder auflösen und seine BewohnerInnen fließend in Bewegung bleiben.

Vor dem Hintergrund, nicht nur schwimmende Objekte, sondern Irritationen zu bauen und gleichzeitig Plattformen, die ebenso Versorgungseinheiten sein können wie Schlafplätze und Fortbewegungsmittel, sind nun scheinbar auf dem Wasser schwebende Räder entstanden, Katamarane, schwimmende Raupen und Teppiche und kleine Gärten. Die teilnehmenden Studierenden Christine Pavlic, Ulrich Fohler, Joseph Reitsberger, Alex de las Heras und Julia Hartig haben sich bereits alle als KünstlerInnen in vorangegangen Projekten am Begriff des sozialen Experiments, der gesellschaftlichen und politischen Einheit, des Widerständigen erprobt.

Floating Village ist daher ein lustvoll-bewusstes Experimentieren auf nicht ganz unbekanntem Terrain, was die Ergebnisse umso präziser macht. Famos ungewollt sind nebenbei auch Objekte entstanden, deren künstlerische – neben ihrer gesellschaftspolitischen – Relevanz deutlich wird.

Floating Village

Workshop #2: 09.-11.09.2011 im Steinbruch Grafenau, anschliessend Präsentation an der Boje vor der Stadtwerkstatt Linz.

Gefördert von der ÖH – Kunstuniversität Linz.
Dank an: Robert Eisenhuber / Symposium Lindabrunn / Kulturverein Time's Up / Altstoffsammelzentrum Gallneukirchen / AVE Hörsching / Autonomes Messschiff Eleonore und Franz Xaver


Schwimmobjekte aus alten Kanistern und PET-Flaschen


Schwimmobjekt »Schlauchschlauch« von Joseph Reitsberger


DIY-Katamaran »Alexa Lumpf« von Ulrich Fohler

Fotos: LS

Drei Geschichten aus Monnickendam

Das artist-in-residence-Programm von DOnauTIK und Stadtwerkstatt wandert aus. Renate Bauer und Michael Aschauer waren dort. *Theresa Luise Gindlstrasser* denkt darüber nach.

Es gibt in den Niederlanden ein Städtchen namens Monnickendam (dt. Mönchsdamm). Es gibt in diesem Städtchen ein Gewässer Namens *Stinke Vuil* (»Stinkdreck«). Und, es gibt natürlich eine Geschichte zu dieser ausdrucksstarken Bezeichnung: Die Abfallprodukte des Walfangs im 17./18 Jahrhundert wurden nicht unbedingt ordnungsgemäß entsorgt. Bestimmte Gewässer und Landstriche mussten also als Sperrgebiet ausgewiesen werden. Eben, Walfang ist ein stinkdreckiges Geschäft. Es gibt aber noch mindestens zwei weitere Geschichten zu Monnickendam. Die eine geht so: Das KünstlerInnenkollektiv DOnauTIK (stwst) ist bereits mit allen Donauwassern gewaschen und auf der Suche nach neuen Ufern. Nachdem das artist-in-residence-Programm auf der *Eleonore* im Linzer Winterhafen bereits seit 2009 bunte Früchte trägt, wird nun mit finanzieller Unterstützung von LinzEXPOrt, auch die Möglichkeit geboten auf einem Boot namens *Junix* in Monnickendam in künstlerischer Klausur zu leben. Renate Bauer (Studium Film & Video an der Kunstuniversität Linz, lebend in Linz) und Michael Aschauer (Studium Digitale Kunst und Visuelle Mediengestaltung an der Universität für Angewandte Kunst Wien, lebend in Wien) haben sich diesen Sommer jeweils für zwei Wochen auf der Junix eingesiedelt, haben dort innerhalb eingeschränkter Raumverhältnisse und unter begrenzten Ressourcen gelebt und gearbeitet. Das neun Meter lange Boot bietet eher Platz für Planungsvorhaben und theoretische Recherche als für ausufernde – praktische – künstlerische Tätigkeiten. So projektierte Michael Aschauer während der Dauer seines Aufenthalts auf der *Junix* sein Projekt *River Studies: Ganga*, das ihn im Winter 2011 voraussichtlich nach Indien führen wird. Renate Bauer bemühte sich um die Entwicklung eines Konzeptes zu einem Dokumentarfilm.


Michael Aschauer

Für die kurze, ach so kurze Zeit von zwei Wochen herausgerissen aus den alltäglichen Lebenszusammenhängen, hat Michael Aschauer Erfahrungen von Stille und Einsamkeit gemacht. Jawohl, Stille und Einsamkeit. Und was heißt das für die künstlerische Produktion? Endlich ungestört und frei? Der Gedanke an Mönche, weltferne Kunst, Pathos und Genies (Michael Aschauer: »Haha!«) drängt sich auf. Ist das eine nahe liegende Rezeption von künstlerischer Arbeit in Klausur? Michael Aschauer ist ganz gegenteilig und wesentlich pragmatisch mit Einsamkeit und Stille umgegangen. Die Konzentration auf die künstlerische Arbeit, die durch ein artist-in-residence-Programm gegeben ist, ermöglicht hier eine Auseinandersetzung mit Fragestellungen, die den Themenkreis Natur und Technik bewandern. So hat Aschauer über die Grenzen des Wachstums nachgedacht. Wie könnten Kunst und Leben nach den Neuen Medien, nach der Ausbeutung der natürlichen Ressourcen aussehen? (Davon abgesehen wurde die Erfahrung von Stille und Einsamkeit durchaus von den Neuen Medien außer Kraft gesetzt. Sprich: Strom und Handynetz vorhanden in Monnickendam.)
Was passiert nach den Neuen Medien? Und was nun? – Das ist mit Bestimmtheit eine zeitbezogene, insofern nicht weltabgewandte, Frage. Das ist aber auch mit Bestimmtheit eine kulturkritische Frage. Insofern schließt sich der Kreis zum Gedanken an Mönche, weltferne Kunst, Pathos und Genies zumindest ansatzweise. Ist doch Einsiedelei, schöner: Eremitentum, durchaus zu verstehen als Kritik an den gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen Verhältnissen. Gerade im versuchten Rückzug aus der Welt haben Fragen nach dem WAS NUN? Tradition.
Hier mag auch ein weiterer Rezeptionsversuch liegen. Jawohl, gibt es denn ein richtiges Leben im Falschen? Und hört das Falsche auf, wenn ich von Land gehe?
Dazu gibt es eine andere Geschichte: Eremitagen, als Bauten für Einsiedler und Einsiedlerinnen, haben in ihren Bewertungen starke Veränderungen erfahren. Zunächst Orte der Einsamkeit und Stille wurden sie alsbald Gartengestaltungselemente in höfischen Parks, um dann bezahlten Eremiten und Eremitinnen Raum zu bieten, welche die (sensible) Gesellschaft des 18. Jahrhunderts zu eigener innerer Einkehr motivieren sollten. Eremitentum als Kunstform und Eremitagen als Museen.

Zurück aber zum Boot. Auch für Franz Xaver von DOnauTIK bedeutet das artist-in-residence-Programm eine sehr intensive Zeit. Die Teilnehmenden werden in der Vor- und Nachbereitungsphase von der Stadtwerkstatt betreut und unterstützt. Es hat sich heraus gestellt, dass beide Seite von dieser Kollaboration viel profitieren können. Somit erfüllt sich auch ein Anliegen des gesamten Projekts, das im Ausschreibungstext als »spartenübergreifend« formuliert wird. Auf einem Boot befassen sich Kunstschaffende im weitesten Sinne mit Natur & Technik. Naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Fragestellungen steigen wie Köhlensäurebläschen an die Wasseroberfläche.
Bei Interesse, Fragen oder Bewerbungen; mail schreiben an: *residency@stwst.at*!

Wenn das soeben Gelesene die zweite Geschichte aus Monnickendam darstellt, so muss die leichtfüßige Verwachsenheit mit der ersten Geschichte noch heraus gestellt werden. Monnickendam liegt nicht weit von Amsterdam. Um genau zu sein, bloße 13 Kilometer. Es besteht also für alle Einsiedler und Einsiedlerinnen die Möglichkeit, Ausflüge nach Amsterdam zu machen, um der dortigen Kunst-/Kulturszene Besuche abzustatten. Michael Aschauer hat genau dies auch unternommen und musste bei seinen Fahrradausflügen feststellen, dass Stinkdreck und Jauche sehr nahe beieinander liegen. Allerdings stellt dies zunächst einmal keinen Vergleich zwischen Walfang und Landwirtschaft dar.
Und die dritte Geschichte? So wie jede sinnvolle Geschichte hat auch der Bericht von den drei Geschichten aus Monnickendam ein ebenso offenes, wie großartiges Ende. Ahoi!

Theresa Luise Gindlstrasser lebt und arbeitet in Linz.

Baumgartenberg

Ein Auszug aus der Dokumentation »Drei Schwestern«, die im Frühjahr 2012 bei Zsolnay, Wien, erscheinen wird, von *Walter Kohl*.

Praktisch alles ängstigte und stresste die Dreizehnjährige im Heim. Nur eine Sache existierte als ein Hauch von Helligkeit in all der bedrückenden Düsternis rundherum, und die war in Patricias Kopf: Die Telefonnummer ihres Vaters. Bei einem der monatlichen Ausgänge schaffte sie es, Rudolf M. in Amsterdam anzurufen, ihm zu erzählen, dass sie eingesperrt war. Der reiste dann an, um die Tochter herauszuholen, das wusste die aber nicht. Das einzige, was sie mitbekam: Bei einem der sonntäglichen Spaziergänge *in der Welt draußen*, sprich über Wiesen und Feldwege nahe dem Klosterareal mit den Margeriten-Mädchen, beaufsichtigt von mehreren Nonnen, sah sie vor dem Stiftsgebäude eine große schwarze Limousine mit getönten Scheiben stehen.

Im protzigen Wagen saß Rudolf M., begleitet von ein paar Chinesen von der Amsterdamer Drogenmafia. Patricia nahm ihn nicht wahr, erst Jahre später hat es ihr der Vater erzählt. Ihrer Schilderung nach hatte sich M. hoch gearbeitet in der Halbwelt und Unterwelt Westeuropas, er dürfte als eine Art Kurier für die Bosse Diamanten von Belgien in die Niederlande geschmuggelt haben, genaues sagt Patricia darüber nicht. Ihr Vater hatte damals die Nonnen gebeten, sein Mädchen sehen zu dürfen. Die hatten das strikt untersagt. Darum saß er nun mit seinen Begleitern in der Limousine vor der Klosterpforte. Die Männer waren bewaffnet, mit Revolvern und Maschinenpistolen. Rudolf M. hatte vor, seine Tochter mit Waffengewalt zu befreien.

Die erwachsene Patricia erzählt es mit einer Art Sarkasmus: »Das Lustige war – na ja, ich fand's lustig, nachher, wo ich es raus gefunden hatte: Er stand da draußen mit einem schwarzen Wagen, er hat mich sogar laufen gesehen, das hat er mir alles später erzählt. Mit ein paar Chinesen, von Amsterdam, nicht, also so – halbe Drogenbarone oder was. Der wollte mich da raus holen. Mit Maschinenpistolen und lauter so'n Zeug, ja, echt wahr.« Dann lacht sie ein helles vergnügtes Lachen, sie macht ihr Spaß, heute noch, diese Geschichte. Auch Tamara mag die Episode. Als sie das Band mit Patricias Interview das erste Mal hört, kichert sie bei dieser Passage und ruft kokett: »He, ich habe also einen Gangsterboss mit Maschinenpistole als Opa!«

Die Halbweltherren aus Amsterdam haben dann doch nicht zugeschlagen. Warum sie unverrichteter Dinge wieder abgereist sind, klingt ein wenig verwirrend in Patricias Erzählung. Da waren zu viele Kinder rund um sie, da wollte Rudolf M. nicht mit Maschinenpistolen raus und auf die Nonnen losgehen, und irgendwie spielt auch ein Streifenwagen eine Rolle, anscheinend war gerade ein Wagen der Gendarmerie vorbeigefahren, und das hatte den Vater schlussendlich resignieren lassen. Patricia lacht noch einmal, dann schnupft sie in ein Taschentuch, zwei, drei Mal. Kündigt sich da eine Verkühlung an, oder braucht sie bald eine Methadon-Ration? Oder setzt ihr das Erzählen doch zu, obwohl sie so cool ist, denke ich. Oder interpretiere ich da was hinein?

Im schönen Mühlviertel, Anfang der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, ging das Jahr zu Ende, das Patricia abzusitzen hatte. Viele der Mädchen packten Koffer, es gab so etwas wie ein paar Wochen Ferien zuhause. »Wann gehe ich nach Hause?«, fragte Patricia die Nonnen, und erhielt eine enttäuschende Antwort: »Du bist noch nicht reif genug, um in die Welt entlassen zu werden!« Ohne dass man sie informiert hätte, ohne dass irgendjemand mit ihr gesprochen hätte, war ihre Heimunterbringung verlängert worden, auf unbestimmte Zeit. Unterricht gab es im Sommer nicht, doch für ein paar Ferienwochen nach Hause durfte sie auch nicht. Die Mädchen, die im Heim blieben, wurden zu Küchen- und Gartenarbeiten eingesetzt.

Sie begann, ernsthaft nachzudenken, wie sie aus der Anstalt raus kommen könnte, und entwickelte einen obskuren Plan – der aber funktionierte. Sie erklärt mir relativ umständlich, dass Erna, ihre Mutter, ständig Groschenhefte mit Grusel- und Horrorgeschichten gelesen hatte. Patricia hatte aus Langeweile schon im frühen Schulalter begonnen, diese Gespenstergeschichten zu lesen. Und jetzt sollten sie ihr zur Freiheit verhelfen: Sie beschloss, die Nonnen mit Erzählungen von Geistererscheinungen und Satansritualen zu schocken, wie sie sie aus den Heften kannte.

Sie ging gezielt und geplant vor. Sie nahm sich ein Mädchen zur Seite, von dem sie wusste, dass es umgehend zu den Nonnen laufen und alles ausplaudern würde. Dieser Mitgefangenen vertraute sie sich zum Schein an und verriet ihr, was sie noch nie jemandem erzählt hatte: All das, was sie in der einen Woche getan und erlebt hatte, als sie mit dem Lastwagenfahrer unterwegs gewesen war.

Sie habe da so eine Gruppe kennengelernt, log Patricia der anderen flüsternd vor, das seien Satansjünger gewesen, hätten den Teufel angebetet. Einmal sei des Nachts der Teufel als Ziegenbock vor ihr gestanden, und sie habe ihm den Arsch geküsst. Patricia spricht verschwörerisch leise, als sie mir das schildert: »Was ich da drin gelesen habe in diesen Schundheftchen, das habe ich der erzählt. Und habe ihr gesagt: Da darfst du aber nix der Nonne erzählen!«

Genau das, was sie erwartet hatte, traf ein. Die andere lief umgehend zu den Nonnen und gab einen detaillierten Bericht ab über die Ungeheuerlichkeiten, die sie gehört hatte. Patricia wurde auf der Stelle zur obersten Schwester, der Heimleiterin, befohlen und ins Gebet genommen. Die Vierzehnjährige zog eine Riesen-Show ab. Sie führte sich auf, als wäre Satan gerade in diesem Moment in sie gefahren und habe sich ihrer sündigen Mädchenseele bemächtigt. Dabei spielte sie der entsetzten Nonne doch nur Szenen aus den Groschenromanen Ernas vor. Sie fluchte ordinär, spuckte auf ein Kreuz und machte einen Höllenlärm, als sie das Kreuz berühren sollte, so, als würden ihre Hände verbrennen dabei.

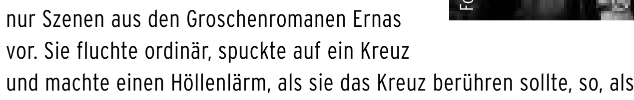


Foto: Ingo Pertramer

Die Oberin rief nach einem Exorzisten, der reiste an aus München und begann gleich mit dem schaurigen Ritual. »Apage satanas«, rief er, und bespritzte Patricia mit Weihwasser. Die wand sich in Schmerzen und fauchte und zischte. Im belgischen Trailerpark spielt sie mir das vor, sie steht auf, windet sich und ruft schrill, aber nicht sehr laut: »Ah, ah, das tut so weh!« Wie lang der Exorzist sie malträtierte, weiß sie nicht mehr, und auch nicht, was er im einzelnen getan hatte. Nur so viel: Nach ein paar Tagen gab der Priester auf und fuhr zurück nach München. Es war nichts zu machen bei diesem schweren Fall.

Patricia: »Die haben das echt geglaubt. Das ist bei denen so echt rüber gekommen, also ich muss da wirklich sagen – ich war da richtig stolz drauf, dass ich die so am Leim hatte!«

»Bei diesem Exorzismus – », frage ich.

»Ja, das war ein echter Exorzismus.«

»Wurde da irgendjemand informiert? Wurde deine Mutter um ihr Einverständnis gefragt?«

»Nein, nein, da war ich vierzehn, da ist niemand gefragt worden. Meine Mutter wusste das ja gar nicht.«

Danach hatte sie Ruhe. Sie bekam ein Einzelzimmer, und allen anderen Mädchen wurde jeglicher Kontakt mit ihr untersagt. Einmal sprach Patricia eine an, aber die flüsterte nur, »du, ich darf nicht mit dir reden, sonst kriege ich eine Strafe«, dann war sie wieder isoliert. Allerdings nur eine Woche lang. Dann hatte sie erreicht, was sie wollte: Man schmiss sie aus dem Erziehungsheim raus. So hatte sie es damals empfunden, und so sieht es Patricia auch heute noch. Was da alles unternommen wurde von der Heimverwaltung, wie das Jugendamt reagiert hat, weiß sie nicht. Sie erklärt es sich selbst so: »Die sind nicht mit mir fertig geworden, und darum haben sie mich rausgeworfen.«

Tatsächlich scheinen die Behörden in Sachen Heimunterbringung einfach resigniert zu haben. Eine Spur dieser Vorgänge findet sich in einem »Sozialbericht«, den das Linzer Jugendamt zwei Jahre nach Patricias Rauswurf aus Baumgartenberg an die Ämter in Holland schickte, aus Anlass der Turbulenzen um ihr Kind, das sie in Amsterdam zur Welt gebracht hatte. Darin heißt es unter anderem: »Das Heim war dann nicht mehr bereit, Patricia zu behalten. Sie hatte schon dreimal die Gruppe wechseln müssen, weil sie immer wieder versucht hatte, die Beziehungen in der Gruppe zu stören, die Gruppenmitglieder gegeneinander auszuspielen, zu intrigieren und ähnliches mehr. Ihre Mutter hatte sie in ihrer Haltung gegen das Heim und gegen die jeweilige Gruppe unterstützt. Als dann Patricia zu ihrer Mutter zurückkehrte, lehnte diese jede Zusammenarbeit mit der Sozialarbeiterin ab.«

Und so stand also Patricia an einem Sommertag vor dem Kloster, mit dem Koffer in der Hand, und wusste nicht, wie sie nach Hause kommen sollte. Sie rief an, aber in der Wohnung am Keißlerplatz hob niemand ab. Erna verbrachte im Sommer üblicherweise viel Zeit in einem alten Bauernhaus auf dem Land, das ihrer Freundin gehörte, der Tante Maria. Dort wird sie sein, dachte Patricia, und ließ sich mit dem Taxi hinfahren. Erna war tatsächlich bei der Freundin. Ihr erstes Wort, als sie die Tochter mit dem Koffer sah: »Um Gottes Willen, bist du abgehauen!?«

Ein paar Tage später war sie noch einmal in Baumgartenberg. Erna war mit ihr hingefahren, um die Sachen der Tochter abzuholen, die noch im Heim geblieben waren. Erna hatte eine längere Besprechung mit der Oberin. Wahrscheinlich sind dabei die amtlichen Erledigungen zur endgültigen Entlassung abgewickelt worden. Patricia: »Da hat vielleicht meine Mutter noch was geklärt, ich weiß es nicht, ich war nicht dabei, gelt.« Das letzte Wort sagt sie in breitem oberösterreichischen Dialekt. Es ist das erste mal in den eineinhalb Tagen, seit wir uns unterhalten, dass sie mit österreichischer Sprachfärbung redet.

Walter Kohl, geboren 1953 in Linz, ehemaliger Autovermietungsangestellter und Journalist, seit 1996 freier Schriftsteller. Mitglied der GAV. Lebt in Eidenberg bei Linz.
Kohl schrieb mehrere Bücher (zuletzt: »Wie riecht Leben«, Zsolnay, Wien 2009; »Die dunklen Seiten des Planeten«, Edition Geschichte der Heimat, Grünbach 2008; »Nacht die nicht enden will«, Leykam, Graz 2007). Im August 2011 erscheint bei Picus, Wien, der Roman »Das leere Land«, im Frühjahr 2012 bei Zsolnay, Wien, die dokumentarische Arbeit »Drei Schwestern«. Weiters schrieb Kohl Theaterstücke (zuletzt: »the fight«, Quelle-Halle Linz, 2011) und Hörspiele.

Online-Aktivismus

Vom 10.8 - 14.8.2011 fand in Finowfurt (in Brandenburg ca. 40 km nordöstlich von Berlin) das alle vier Jahre veranstaltete »Chaos Communcation Camp« statt. Mehr als 4000 Hacker_innen campierten bei widrigen Wetterverhältnissen fünf Tage lang auf einem ehemaligen Luftwaffenstützpunkt der Roten Armee. *Peter Wagenhuber* von servus.at war mit dabei.

»Hackers In Space« – so das diesjährige Motto der Veranstaltung. Nachdem in den letzten vier Jahren weltweit sog. »Hackerspaces«, Orte/Vereine, an denen sich Hacker_innen zum gemeinsamen kreativen Schaffen mit elektronischen Spiel- und Werkzeugen treffen, gegründet wurden, soll diese weltweit vernetztes Potenzial an Wissen nun dazu genutzt werden, um den Weltraum zu erobern. Im ersten Schritt soll ein freies Netzwerk an Kommunikationssatelliten enstehen, um den zunehmenden Zensurbestrebungen im Internet etwas entgegenzusetzen. Ob dies auch verwirklichbar ist, wird sich zeigen. Das technische Interesse und das Talent sind auf alle Fälle vorhanden.

Hacker (hier verwende ich absichtlich die rein männliche Bezeichnung, da in unseren vielgeliebten Massenmedien die Vorstellung von Hackerinnen offenbar nicht existiert – und Frauen leider immer noch schwer unterrepräsentiert sind in dieser Community) waren in letzter Zeit ja des öfteren auch in den Medien. Gruppen wie »Anonymous«, »LulzSec« oder in Deutschland die »No Name Crew« machten sich auf, um verschiedenste Webauftritte von kleineren oder größeren Organisationen und Institutionen umzugestalten (»defacen«[1]) und/oder um Daten aus schlecht gesicherten Netzwerken zu kopieren. Meist sind davon Institutionen betroffen, die in irgendeiner Weise persönliche Daten speichern und/oder verarbeiten bzw. staatsnahe Organisationen oder Parteien.

Es stellt sich die Frage, wie diese Aktionen einzustufen sind, ob es gesellschaftliche oder politische Ziele gibt, die damit verfolgt werden. Diesen Fragen widmete sich einer der Vorträge auf dem Camp.[2]

Ausgehend vom ersten Aufkeimen eines »Hacktivism« Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrtausends wurde der Bogen bis zu den aktuellen Hack-Ereignissen gespannt.

Als Mitte der 1990er das Internet immer mehr Verbreitung fand und die sogenannte »Antiglobalisierungsbewegung« immer stärker wurde, war es fast eine logische Konsequenz, dass sich der Aktionsraum des politischen Protests und Aktivismus auch auf den virtuellen Raum ausdehnt. Zu dieser Zeit waren die Aktionen im Netz meist sehr stark politisch inhaltlich geprägt und auch die Aktionsformen, nach denen im »realen« Raum benannt, wie z.b. »Online Demonstration«. 2001 fand zum Beispiel eine solche im Rahmen der Proteste gegen Abschiebungen der deutschen Lufthansa statt (»Deportation Class«[3]). Rein technisch war diese »Demonstration« ein sog. »Distributed Denial of Service (DDoS)«. Das heißt, dass von vielen Rechnern gleichzeitig Anfragen an die Server von Lufthansa geschickt wurden, um diese zu überlasten. Diese Form der Demonstration wurde später auch versucht zu kriminalisieren, aber letztlich ohne Erfolg, sie wurde schließlich vom Oberlandesgericht Frankfurt als solche anerkannt.

Der Online-Aktivismus von heute zeigt dagegen ein anderes Bild. Politische Grundsatzerklärungen von »Anonymous« oder »LulzSec« sucht mensch vergebens, auch sind diese »Gruppen« keineswegs statisch oder homogen sondern vielmehr eine Art Label, unter dem von verschiedensten Menschen rund um den Globus die Webauftritte gewisser Firmen oder staatlicher Organisationen »angegriffen« werden. Gewisse politische Stoßrichtungen sind jedoch immer noch erkennbar. So werden hauptsächlich jene Organisationen mit Protest bedacht, die entweder durch massives Sammeln von personenbezogenen Daten, die meist auch noch schlecht gesichert gespeichert werden, die Privatsphäre potenziell gefährden (wie es bei der Website der G.I.S. in Österreich der Fall war) oder die versuchen, Freiheiten im Realraum sowie im Netz einzuschränken (politische Parteien, Geheimdienste, Polizeiorganisationen, ...). Diese Freiheiten, die es da zu »verteidigen« gilt, sind aber auch nicht näher definiert, somit lässt sich auch schwer von einer dezidiert politischen Bewegung sprechen.

Immerhin erreichen einige der Aktionen ein sehr breites Medienecho, das zumindest das Potenzial hat, Missstände aufzuzeigen. Leider folgt meist aber keine politisch inhaltliche Debatte, sondern eher eine Kriminalisierung der Aktivist_innen.

Durch die extrem lose Struktur fehlt es aber auch an Solidarstrukturen wie einer Rechtshilfe im Fall von strafrechtlicher Verfolgung. Diese Verfolgung gibt es nicht zu knapp. Nachdem gerade von staatlicher Seite immer wieder versucht wird, Proteste zu kriminalisieren, wird im Zusammenhang mit solchen Aktionen gern von Internetkriminellen oder Cyberterroristen gesprochen. Die Strafen dafür sind auch oft drakonisch (in manchen europäischen Ländern wird das Teilnehmen an DDoS Angriffen mit bis zu sechs Jahren Gefängnis bedroht).

Durch die verstärkte Verlagerung unserer Kommunikation und damit auch von Meinungsbildung, der Geschäfte und der staatlichen Verwaltung ins Internet ist es nur logisch, dass sich Protest auch dort äußert. Es wird sich weisen, ob dieser Protest wirksam genug ist, um die totale Überwachung und anrollende Zensur zu verhindern.

1) *http://de.wikipedia.org/wiki/Defacement*
2) *http://events.ccc.de/camp/2011/Fahrplan/events/4560.en.html*
3) *http://www.noborder.org/archive/www.deportation-class.com/log/en130301.html*

Radio FRO

Die Stimme deines Wunsches



Radio FRO steht in losem Kontakt mit mehreren Radioprojekten rund um den Globus. So kam der Reinerlös des letztjährigen FRO-Festes dem Radioprojekt »Palabra de Mujer«, einem feministischen Radioprojekt in Nicaragua, zugute. Tina Füchslbauer ist derzeit in Bolivien und hat dort ein ähnlich gelagertes Projekt besucht. Die feministische Bewegung Mujeres Creando (zu Deutsch in etwa: Frauen, die erschaffen) macht in Bolivien seit 1992 durch politische und künstlerische Aktionen auf sich aufmerksam und ist mittlerweile bis in unsere Breiten bekannt. In der »Virgen de los Deseos« (Jungfrau der Wünsche), dem Haus der Bewegung in La Paz, befindet sich neben einem Café-Restaurant, einer Buchhandlung, einer Kinderbetreuungsstätte und einer Frauenberatungsstelle das Radio »Deseo« (Wunsch) und die Radioschule »La Voz de mi Deseo« (Die Stimme meines Wunsches). Tina Füchslbauer sprach mit Helen Alvarez, »mujer creando« und Leiterin der Schule, über ihre Arbeit und den Machtmissbrauch der Medien.

Das Radio »Deseo« gibt es seit dem Jahr 2007. Warum habt ihr 2009 entschieden, eine Radioschule zu eröffnen?

Eine Sache, mit der wir als soziale Bewegung von Anfang an konfrontiert sind, ist wie die verschiedenen Kommunikationsmedien Stereotypen kreieren und wie sie Menschen, die keine politische oder ökonomische Macht – und deshalb keinen Zugang zu Medien haben – stigmatisieren. Das haben wir von Mujeres Creando am eigenen Leib gespürt: entweder sie demütigen oder sie kriminalisieren dich. Wenn wir zum Beispiel Aktionen gestartet haben, sind diese entweder gar nicht erwähnt worden oder auf kriminalisierte Art und Weise. Und das erzeugt natürlich ein negatives Bild in der Gesellschaft. Dasselbe passiert vielen anderen Menschen und Gruppen. Deshalb träumten wir von einem eigenen Kommunikationsmedium und 2007 haben wir uns diesen Wunsch mit dem Radio Deseo erfüllt. Wir haben unser Radio immer als offenen Raum für alle, die etwas in der Gesellschaft verändern und öffentlich anklagen wollen, gesehen. Wir wollen den Menschen die Möglichkeit geben, selbst das Wort zu ergreifen, in erster Person zu sprechen. Die erste konkrete Anfrage gab es von den »Trabajadoras del Hogar« (Hausangestellten[1]). Sie wollten einen Platz im Radio bekommen und wir wollten sie auch bei uns haben. Aber charakteristisch für Radio Deseo ist die hohe Qualität seiner Produktionen. Wir haben nicht einfach ein offenes Mikrofon, in das jede/r sprechen kann, wie er/sie will. Also war klar, dass wir zumindest ein Minimum an Kenntnissen vermitteln müssen, wie man eine Radioproduktion macht. Und so wurde die Idee geboren, eine Radioschule zu eröffnen.

Was sind die Kriterien? Welche Gruppen nehmt ihr in die Radioschule auf?

Die Personen oder Gruppen, mit denen wir arbeiten, haben als fundamentale Eigenschaft, dass sie eben durch die Medien ausgegrenzt, kriminalisiert, stereotypisiert worden sind. Weiters müssen sie etwas Konkretes zu sagen haben und sie selbst müssen die ProtagonistInnen dessen sein, was sie der Gesellschaft durch das Radio mitteilen wollen. Alles, was wir in der Schule machen, wird dann im Radio übertragen.

Eure Bewegung ist feministisch, aber das Radio ist breiter gestreut, nicht wahr?

Ja, lange Zeit gab es duch die Medien eine sehr krasse Berichterstattung darüber, was Mujeres Creando sind und tun. Das Radio hat uns erlaubt, unsere Vision von Feminismus und wie wir die Gesellschaft transformieren wollen, zu verkünden und die Leute können sich jetzt ein Bild davon machen, was Mujeres Creando wirklich ist. Es gab immer das Vorurteil, dass nur Feministinnen hierher kommen können, dass nur Frauen Zutritt bekommen, aber die Schule ist auch offen für Gruppen, die nicht feministisch sind, die aber Lust haben, etwas in der Gesellschaft zu verändern. Natürlich gibt es auch Limits. Zum Beispiel gibt es keinen Zutritt für MitarbeiterInnen von NGOs, denn wir wollen uns nicht in einen Boxring der NGOs, die ja hier in unserer Gesellschaft eine sehr invasive Rolle gespielt haben, verwandeln. Es kommen auch keine autoritären Personen hier rein. Wer mitarbeiten will, muss sich von seinen Ämtern und der vertikalen Struktur seiner Organisation lösen. Die Hausangestellten zum Beispiel kamen alle von unterschiedlichen Gewerkschaften, in denen es sehr starke Hierarchien gibt. Wir definierten also ganz klar, dass sie hier nicht als Abgesandte ihrer Gewerkschaften agieren, sondern hier sind, um mit der Thematik zu arbeiten, um die ausbeuterischen Arbeitsverhältnisse anzuklagen, um die Mechanismen aufzuzeigen, wie junge Frauen angeworben werden, um über Frauenhandel, Prostitution und sexuelle Ausbeutung zu sprechen. Mittlerweile haben wir völlig vergessen, wer welcher Gewerkschaft angehört. Symbolisch dafür sind die Fußballspiele, die sie jährlich veranstalten. Früher hat jede für das Team ihrer Gewerkschaft gespielt, jetzt spielen sie gemeinsam im Team des Radios. Natürlich gewähren wir auch keinen Rassisten, Homophoben, Misogynen [»Frauenhassern«, Anm. d. Red.] Zutritt, auch keinen religiösen Gruppen oder Sekten. Einige haben versucht, sich einzuschleichen, aber unsere Teams haben so gut reagiert, dass es nicht einmal notwendig war, jemanden rauszuwerfen, die sind freiwillig wieder gegangen. Alle hier sind schon in dieser Dynamik von Respekt und Horizontalität.

Bei deinem Geburtstagsfest fand ich es sehr schön, dass die Cholas[2], die Schwulen, die Lesben miteinander getanzt und gefeiert haben. Normalerweise leben sie in unterschiedlichen Welten, treffen nicht aufeinander.

Klar, das war für alle ein sehr starker Prozess. Zu Beginn hatten die Frauen Angst, hierher zu kommen, es wurde ihnen gesagt, sie wären Lesben, wenn sie hierher kämen. Aber sie haben neue Arten von Beziehungen kennengelernt, haben auch Kontakt zu Männern und Frauen, die sämtlichen Zugang zu Bildung hatten, und dennoch sind sie diejenigen, die denen zeigen, wie man eine Radiosendung macht und sie sind für viele die Motivation, auch ein Programm zu machen. Das ist sehr schön anzusehen. Sie haben es jenen, die ihnen das nicht zugetraut haben, gezeigt. Und es sind interessante Beziehungen der Solidarität und des Respekts entstanden. Die Hausangestellten zum Beispiel, die aus sehr konservativen Gemeinden voller Tabus kommen, stehen hier in gleichberechtigter, wertschätzender Beziehung zu den homosexuellen Frauen und Männern. Das hat sie dazu gebracht, ihre eigene Situation der Ausbeutung zu reflektieren. Und zu schauen: »Wie geht es mir mit dem Anderen, dem Fremden?« Uns hat es natürlich erlaubt, umgekehrt dasselbe zu machen, Barrieren zu überschreiten. Und über Themen zu sprechen, die bisher nicht hinterfragt wurden. In der Welt der Aymara[3], wurde beispielsweise das Thema der sexuellen Gewalt nicht angesprochen. Für sie existierte die Vergewaltigung nicht. Es wurde als völlig normal angesehen, dass sich der Mann die Frau nehmen kann, wann er will. Das wird jetzt in Frage gestellt und gesehen, dass es eine Art ist, sich den weiblichen Körper anzueignen. Derzeit arbeiten die Hausangestellten an einem Programm, das völlig neu ist: Sie werden über Sexualität sprechen. Und über Lust. Früher kamen sie nur dann in den Medien vor, wenn sie ein Delikt begangen, zum Beispiel etwas gestohlen hatten. Also auf sehr stigmatisierte Art und Weise.
Die Männer der Gruppe »Soy marique[4] y que?« (Ich bin eine Schwuchtel, na und?) machen gerade eine Sendung über Homosexualität in der Welt der Aymara und was die Jungen, die ihre Dörfer verlassen mussten, berichten, steht in krassem Gegensatz dazu, was von den Dorfanführern öffentlich deklariert wird; nämlich, dass sie die sexuellen Orientierungen ihrer Mitglieder akzeptieren würden. Wir wissen, dass dies nicht der Fall ist. Diese Doppelmoral gilt es aufzuzeigen.

Und welche Reichweite hat das Radio? Ihr werdet ja auch im Ausland gehört.

Wir haben kein Rating, weil so eine Studie würde viel Geld kosten. Aber es gibt andere Parameter, die wir verwenden, um zu messen, wieviele ZuhörerInnen wir haben. Zum Beispiel die Anzahl der Personen, die unsere Beratungsstelle »Mujeres en busqueda de Justicia« (Frauen auf der Suche nach Gerechtigkeit) aufsuchen, unsere Kindertagesstätte, die Radioschule. Darüber hinaus, wieviele Werbungen in Auftrag gegeben werden, denn die sollen ja auch auf ein breites Publikum treffen, wieviele Menschen etwas über das Radio verlautbaren wollen. Und im Chat unserer Homepage teilen uns die Leute mit, was sie denken. Sie schreiben uns da auch: »Ich höre euch von Japan aus. Ich höre euch von Europa aus zu. Ich höre euer Radio in den frühen Morgenstunden in Spanien.« Man kann uns ja live über das Internet hören.

Gibt es Reaktionen der anderen Kommunikationsmedien?

Ja, alle kriegen mit, was wir machen. Und das sind alle Medien von La Paz: Radio, Presse, Fernsehen, alle sind gekommen um Reportagen über unsere Radiogruppen zu machen. Klar, weil es ist ja wirklich erwähnenswert, was wir machen. Dieselben Medien, die uns früher diskriminiert haben, kommen jetzt angelaufen.

Mit welchen Gruppen würdest du noch gerne arbeiten?

Nun, wir haben hier noch eine Gruppe von blinden Menschen, die auch ihr Programm haben, wir haben mit Kindern gearbeitet, wir haben die Gruppe »Asamblea Plurianimal« (eine Tierschutzgruppe). Ich würde sehr gerne mit Frauen im Gefängnis arbeiten, mit Menschen in der Psychiatrie…

So wie das Radio Colifata in Buenos Aires…

Ja, genau. Es würde mir auch gefallen, mit Menschen zu arbeiten, die unterschiedliche Formen von Behinderung haben. Denn im Falle der Menschen mit Behinderung fallen die Medien in das andere Extrem, nämlich in das der Viktimisierung. Außerdem fände ich die Arbeit mit Prostituierten interessant. Aber das sind natürlich lange Prozesse.

http://www.radiodeseo.com/
http://www.soytrabajadoradelhogar.blogspot.com

Autorin: Tina Füchslbauer, Sozialarbeiterin, ist gerade für einige Monate in Argentinien und Bolivien unterwegs, um ihren Horizont zu erweitern und hat dabei Mujeres Creando kennengelernt.

---

1) In Bolivien ist es nach wie vor üblich, dass Familien der Mittel- und Oberklasse eine Hausangestellte haben. Häufig wohnen diese im selben Haushalt. Die Frauen gehören überwiegend der indigenen Bevölkerung an; Ausbeutung jeglicher Art ist ein häufiges Phänomen.
2) Frauen (in diesem Falle die Hausangestellten) in traditioneller Kleidung.
3) Die Aymara sind nach den Quechua die zweitgrößte indigene Bevölkerungsgruppe in Bolivien.
4) Das Wort »Marique« ist die Kurzform von »Maricón«, was hier eigentlich als Schimpfwort (deshalb die Übersetzung: »Schwuchtel«) verwendet wird. Die schwulen Männer der Radiogruppe spielen mit ebendieser Wortwahl.
5) *http://lacolifata.openware.biz/index.cgi*

Die Stadt blutet

Der Kurs des Schweizer Franken wird derzeit in Linz ganz genau beobachtet. Kein Wunder. Für Linz geht es dabei um Millionen. Kostet ein Euro (wie derzeit) 1,1 Franken, so muss die Stadt Mitte Oktober 35,3 Millionen Euro an die BAWAG bezahlen. Fällt der Euro gegenüber dem Franken um nur ein Zehntel, also auf einen Tauschkurs 1:1 so müsste die Stadt im Oktober 52,5 Millionen Euro an die Bawag überweisen. Also um 17,2 Millionen mehr als bei einem Kurs 1:1,1.
Grund dafür ist eine Wette, die die Finanzverwaltung der Stadt 2007 mit der BAWAG eingegangen ist. Damals hatte die Stadt einen Mitte 1992 aufgenommenen Franken-Kredit ausständig. Die Höhe des jährlich anfallenden Zinsendienstes hing auch vom Wechselkurs Euro zu Franken ab. Dieser Zinsendienst bildete nun die Grundlage der Wette. Kostet ein Euro mehr als 1,54 Franken so bezahlt die BAWAG die Zinsen der Stadt, und wenn der Franken noch weiter fällt, bekommt die Stadt sogar noch was drauf. Steigt der Franken aber gegenüber dem Euro, so muss die Stadt der BAWAG Geld geben. Cooler Deal, dachte sich die Stadt wohl, hat sie doch angenommen, dass der Franken nie wieder so hoch steigen wird, wie nach den Anschlägen auf das World Trade Center 2001. Damals flüchtete viel Kapital in die Schweizer Währung und der Euro kostete 1,446 Franken. Bis 2008 ging das Ganze auch gut und die Stadt war Gewinnerin des Deals. Als sich 2008 abzeichnete, dass die Sache für die Stadt schief laufen könnte, machte die BAWAG der Stadt mehrere Angebote, sich aus der Wette heraus zu kaufen. Finanzstadtrat Johann Mayr, ganz cooler Zocker, wies all diese Angebote als zu teuer zurück. Seit 2010 gehen die Zahlungen der Stadt an die BAWAG in die Millionen und der vorherige Gewinn ist längst aufgebraucht. Die Prognosen für die Stadt stehen nicht zum Besten, denn jetzt wehrt sich die BAWAG gegen einen vorzeitigen Ausstieg aus dem bis 2017 abgeschlossenen Geschäft. Nun fiebert die Stadt jedem 13. Oktober und 13. April entgegen. Denn zum aktuellen Kurs an diesen Tagen (15.00 Uhr) richtet sich die Höhe der Zahlung, die die Stadt zu leisten hat. Und der jeweilige Betrag ist zwei Tage später auch schon fällig.
Die Stadt versucht nun, durch juristische Mittel aus der Wette heraus zu kommen, behauptet gar, dass die Wette gar nicht gilt, weil Finanzamtsdirektor Werner Penn, der sie via E-Mail eingegangen ist, zu so einem Geschäft gar nicht befugt war. Das ist natürlich ein schwaches Argument, wenn man zuerst selbst kassiert und dann, wenn man selbst zur Kasse gebeten wird sagt, dass der, der den Handschlag gegeben hat, das gar nicht hätte machen dürfen.
Abgesehen von diesem etwas windschief wirkenden Argument gibt es aber tatsächlich eine auffallende Schräglage. Während nämlich der potenzielle Wettverlust der BAWAG mit 15 Millionen pro Halbjahr gedeckelt ist, sind die möglichen Verluste der Stadt quasi unbegrenzt. So könnte – falls der Euro unter den Franken fällt und zum Beispiel ein Euro 0,8 Franken kostet – eine halbjährliche Zahlung von 112,9 Millionen Euro ins Haus stehen. Und das auf Grundlage eines Kredites über 195 Millionen. Zudem ist bis heute nicht bekannt, wer eigentlich der wirkliche Wettgegner der Stadt ist. Denn die BAWAG hat diese Wette nur vermittelt (europaweit gibt es angeblich nur 4 Anbieter dieses »Produktes«.)
Bei aller Undurchsichtigkeit ist doch klar zu erkennen, dass die Wettspiele des Finanzsektors sich immer wieder als skrupellose Machenschaften entpuppen. Hier wird die Gier, die Geltungssucht oder vielleicht auch nur der gute Wille der handelnden Personen ausgenutzt, um sie in Geschäfte zu verstricken, die bewusst so gestaltet sind, dass sie undurchschaubar sind. In anderen Zusammenhängen würde man das als »kriminelle Energie« bezeichnen. Im Finanzsektor gilt es als besonderes Geschick der Finanzjongleure.
Zum Abschluss noch ein praktischer Rat: Ich mit meinem kleinen Hausverstand würde einfach den der Wette zugrundeliegenden Kredit von 195 Millionen zurück zahlen und damit diesem windigen Geschäft die Basis entziehen.

Autor: Andi Wahl, Geschäftsführer von Radio FRO 105.0

Kommentar der Woche – jeden Dienstag auf Radio FRO

Im FROzine, dem werktäglichen Infomagazin auf Radio FRO, hören Sie zwischen 18.00 und 19.00 Uhr jeden Dienstag einen aktuellen »Kommentar der Woche«.

»So scheiße, dass es schon wieder scheiße ist.«

Das Hamburger Kollektiv **Hgich.T** kommt am **1. September** in die **Stadtwerkstatt**, (nicht nur) *Stefan Rois* ist begeistert.

Ich schreibe wirklich gerne über Musik. Aber diesmal sollte ich eigentlich den Laptop in den Teich werfen und einfach die Fresse halten. Denn alles was man über HGich.T sagt, ist notwendiger Weise lauwarme Grütze. Punkt.

Aber wenn ich schon dabei bin... HGich.T (sprich: Ha-Ge-Ich-Te) ist ein bunter Haufen bunter Menschen aus dem Hamburger Umland, ein loses KünstlerInnenkollektiv, dessen Belegschaft und Mitgliederzahl fluktuiert und dessen Geschichte bis zurück in die 90er reicht. Bekannt sind HGich.T allerdings erst in den letzten Jahren geworden, als sie mit skurrilen Trash-Videos zu YouTube-HitlieferantInnen avancierten und daraufhin die EP »Hallo Mama« (2009), sowie ihr Debütalbum »Mein Hobby: Arschloch« (2010) über das charmante Label Tapete Records veröffentlichten.

Machen HGich.T gute Musik? Nun ja. Wenn man einen Cocktail aus unüberbietbar stupiden Konservenbeats, Lobotomie-Lyrics und tölpelhaftem (Sprech-)Gesang als »gute Musik« durchgehen lässt, dann auf jeden Fall. »Intro« schrieb über HGich.T: »So scheiße, dass es schon wieder scheiße ist.« Trefflich. HGicht.T selbst meint: »Hauptsache, es knallt!« Ebenso trefflich. Denn: diese Scheiße knallt. Und: Musik ist hier sowieso nur die halbe Hälfte der halben Miete. Die Videos von HGich.T sind wahnsinnig schlicht, schlicht wahnsinning und in ihrer perfekten Antiprofessionalität bereits eine ordentliche Gnackwatschn für den menschlichen Verstand. Die Shows dieser Formation jedoch sind die absolute Unsinnflut: schrille, ausufernde Entgrenzungs-Events, mehr Artcore-Happenings als Konzerte – Kategorien, adieu! Mit grenzdebilen Kostümen und nackter Haut, Livepaintings und Schwarzlicht, teils heftigen Crowd-Interaktionen und weiß der Teufel was noch alles … zelebriert man Techno mit doppeltem Boden oder eben nicht, Goa ohne Gehirn oder eben doch, Ballermann fürs Feuilleton, Extremkabarett (Tendenz: Helge Schneider, zugekokst – auf Anschlag), Frontaldadaismus für alle Sinne, maßloses Ästhetik-Veto.

HGich.T sind mittlerweile überall daheim: im Jugendzentrum, im Club und im Theater; in der Unterschicht ebenso wie bei der Bildungselite; im Spiegel, im Spex, im Art-Magazin, im Vice, in der Versorgerin. Man kann – Achtung, ganz was Neues – immer alles auf unterschiedliche Weisen lesen. Aber manche Phänomene sind grundsätzlich auf Unfassbarkeit ausgerichtet, beißen sich dreitausend Mal in den eigenen, mehrfach codierten Schwanz und leben förmlich davon, eine möglichst breite Klaviatur der Interpretationen bereit zu stellen, die dann die RezipientInnen rauf- und runterspielen können bis die Tasten qualmen – aber ein einheitliches Thema findet sich nicht und ein Tenor lässt auf sich warten bis St.Nimmerlein. HGich.T ist so ein Phänomen. Drogengeschwängerter Dilettantismus? Clevere Persiflage? Purer Schwachsinn? Fragezeichen? Ist das die Spitze der Spaßgesellschaft oder der Stachel in ihrem Fleisch? All das, nichts von all dem und noch viel mehr. Vor allem aber: scheißegal.

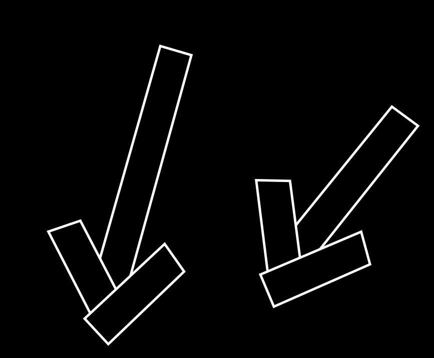
An alle Opfer der Spektakelgesellschaft: Kommt zu HGich.T. An alle Radikalhumoristen: Kommt zu HGich.T. An alle Fans des selbstbestimmten Sozialpornos: Kommt zu HGich.T. An alle, die Dumpfbacken-Trance aus vollem Herzen lieben: Kommt zu HGich.T. An alle, die sich für den Status Quo der performativen Künste interessieren: Kommt zu HGich.T. An alle Pilzgeister und Psychodelikatessen: Kommt zu HGich.T. An alle, die sich durch Kulturpessismismus nicht die gute Laune verderben lassen wollen und an alle, die sich durch gute Laune nicht den Kulturpessimismus verderben lassen wollen: Kommt zu HGich.T. An alle, die schlichtweg besinnungslos feiern wollen: Kommt zu HGich.T.

An alle: Kommt zu HGich.T. Aber schaut euch vorher deren Videos im Internet an. Die sagen mehr als tausend Worte. Hätt ich doch lieber mal die Fresse gehalten.



VERANSTALTUNGEN STWST

SEPT/OKT





Mittwoch 31.08.2011 23:00
Ars Nightline Tag 1: Kollegium Kalksburg (AT)
@ Cafe Strom: A'Hell Yeah's Session& Halftime ft. Tod Ernst

Donnerstag 01.09.2011 23:00
Ars Nightline Tag 2: Hgich.T (DE)
@ Cafe Strom: DJ Andaka + Miss Kamala

Freitag 02.09.2011 23:00
Ars Nightline Tag 3: POP:SCH (AT), **C60** (AT),
LAMING HIPS - SHY DJ TEAM (Linz)
@ Cafe Strom: Dubwrap ft. DJ, Cueing (Fluc) + DJ NDL (Morphed)

Samstag 03.09.2011 23:00
ARS Nightline Tag 4:
The Future Sound Edition Bounce
Cris deLuca (Shitkatapult / Boisnoize)
Jay Scarlett (Tokyo Down)
Lena & Martin Klein (Contrust/Trallala)
@ Cafe Strom: Sun Ra Tribute Night
(Didi Kern & Richi Herbst)

Sonntag 04.09.2011 23:00
ARS Nightline Tag 5:
Regolith (AT), **Sex on the beach** (AT)
@ Cafe Strom: New City Punk Ensemble (Linz)

Montag 05.09.2011 23:00
ARS Nightline Tag 6:
Cherry Sunkist (AT), **mirage00** (JP),
Möström (AT), **F!no** (A)

Dienstag 06.09.2011 23:00
ARS Nightline Tag 7:
Seeking the Traces with Gigi Gratt



Freitag 09.09.2011 - 22:00
Mean Things(Garagen Punk/fra)
Butcher Babes(grrrl punk/graz)

Samstag 10.09.2011 - 21:30
Ambassador 21(digital hardcore(belarus)
Squishy Squid(death punk/wien)
Sonic Death Monkey(breakcore/at)

Special HC Dj Set:
Emix (chemotaxi)
Animal Mother (nobassnofun.at)

Freitag 23.09.2011 - 22:00
The Enablers (US)
Zachgeburt (AT)

Donnerstag 29.09.2011 - 21:00
The Rivulets (US)

Samstag 24.09.2011 21:00 Uhr - 22:00
junQ.at present **Birthday Qlash**

Mittwoch 05.10.2011 - 21:00
Ruffpack (AT)

Donnerstag 06.10.2011 - 21:00
Ahleuchatistas (US)
Zachgeburt (AT)

Donnerstag 13.10.2011 - 19:30
Lesung: »Worüber keiner offen sprechen möchte - darüber schreiben wir«
Aus dem Tagebuch einer Sexdienstleisterin
gelesen von Julia Ribbeck

Freitag 14.10.2011 22:00 Uhr
Wattican Punk Balett(freak-dance-punk/armenien) //
My Name is Music (indie-duo/wien)

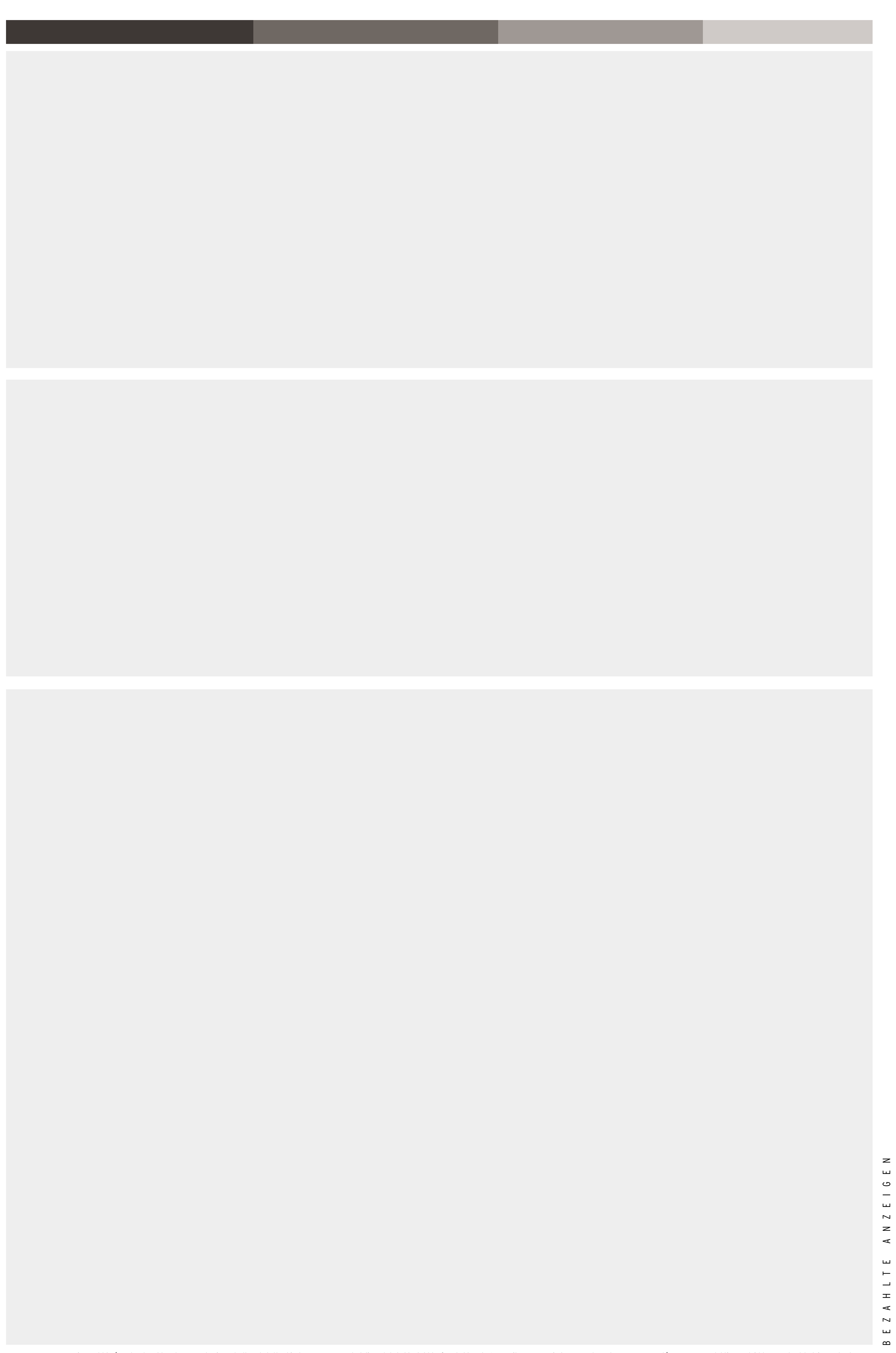
Samstag 15.10.2011 21:30
Sense of Searching (AT)
Fang den Berg (AT)

Freitag 21.10.2011 21:30
Peter Taylor (UK)
Rainstick Cowbell (US)

Samstag 22.10.2011 22:00 Uhr
Christoph & Lollo (singer-songwriter/wien)

28.10.2011 21:30
Aber das Leben Lebt (AT)

30.10.2011 22:00
Future Sound



Impressum versorgerin Nr. 0091 / september 2011 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . email: versorgerin@servus.at . web: www.servus.at/versorger . redaktion: astrid benzer, kurt holzinger, barbara huber, anna masoner, didi neidhart, olivia schütz . coverfoto: leo schatzl . layout: astrid benzer, astrid.benzer@aon.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 7.500 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERSTATT, KIRCHENGASSE 4. 4040 LINZ**